

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungsverzeichnisse für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Cranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Cranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expedition:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 6.

Sonnabend, den 9. Februar 1889.

III. Jahrgang.

Mangelnde Arbeitsgeschicklichkeit und Liebe zum Geschäft. — Der Schwindel der Arbeiterbauvereine. — Die Landarbeit in Ost- und Westpreußen. III. — Boulanger's Wahl. — Die Kinderarbeit in Fabriken. — Der deutsche Freisinn. — Aus dem Reichstage.

Novelle. — Ipsen's Frau vom Meere. — Was Gewerkschaften heute alles ertragen müssen. — Arbeiterinnen und Aulis.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

Zur Beachtung!

Berliner Arbeiterbibliothek.

Herausgegeben von Max Schippel.

In den letzten Jahren hat sich in Deutschland eine reiche Arbeiterliteratur entwickelt, welche von der geistigen Regsamkeit und dem Bildungstrieb der Massen das wertvollste Zeugnis ablegt. Diese Literatur hat sich jedoch — wie unter dem Sozialistengesetz nicht anders sein konnte — zunächst allgemeineren wissenschaftlichen Stoffen zugewendet; vorwiegend unterhalten die Behandlung brennender wirtschaftlicher und politischer Tagesfragen, der Fragen, welche die Parlamente und die Organisationen des Proletariates — die Fachvereine, die Arbeiterklassen, die ausländischen Gewerkschaften — beschäftigen. Hier sucht die

Berliner Arbeiterbibliothek

eine vielempfundene Lücke auszufüllen. Alle Gegenstände, welche für die Gesetzgebung, die Presse, die öffentliche Meinung, die Gewerkschaften, für die öffentlich rührenden Arbeiterkreise überhaupt von Bedeutung sind, sollen in allgemeinverständlich Darstellung in Broschürenform von unserem Standpunkte aus beleuchtet werden. Im Allgemeinen gedenken wir jeden Monat ein zwei Bogen (32 Seiten) starkes Heft zum Preise von 15 Pf. herauszugeben.

Das Unternehmen dient keinerlei privaten Interessen, sondern jeder etwaige Ueberschuss lediglich der Erweiterung und Vervollständigung unseres Planes. Wir werden einige bekannte Berliner Parteigenossen bitten, die Kontrolle zu übernehmen, und deren Namen baldigst veröffentlichen.

An alle Arbeiter Deutschlands aber richten wir die Bitte, überall für die Verbreitung der „Berliner Arbeiterbibliothek“ energisch einzutreten, damit unser Zweck: die politisch-wirtschaftliche Aufklärung der Massen möglichst umfassend erreicht wird.

Die ersten Hefte werden enthalten:

1. Ein sozialistischer Roman.
2. Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart.
3. Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung.
4. Die Arbeiterschutzgesetzgebung und die Stellung der Parteien.
5. Die Sozialreform der Regierung.
6. Die französische Arbeiterbewegung, ihre Entwicklung und ihre Führer.
7. Ein Leitfaben zum Vereins- und Versammlungsrecht der Arbeiter.
8. Die Finanzentwicklung und der drohende Bankrott unserer Großstaaten.
9. Die Handwerker- und Innungsbewegung.

An Kolporteurs, sowie bei Bestellung von mehr als zehn Exemplaren liefern wir das Heft zu 10 Pf. Recht zahlreichen Bestellungen entgegensehend

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Cranienstr. 23.

Mangelnde „Arbeitsgeschicklichkeit“ und „Liebe zum Geschäft“ bei den Arbeitern.

Eine Klage, die schon seit Jahren von den Lippen vieler Unternehmer zu hören ist, lautet: „Es giebt keine Arbeitsgeschicklichkeit und keine Liebe zum Geschäft mehr unter unseren Arbeitern.“

Viele unserer Leser werden diesen Ruf schon gehört haben. Und erstere sind mit dieser Klage nicht ganz im Unrecht, denn sie ist Thatsache. Nicht im Rechte — schreibt die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung“ sehr zutreffend — sind die Unternehmer aber, wenn sie den Arbeitern die Schuld davon beimessen. Dieselbe liegt vielmehr ganz bei ihnen selbst, d. h. bei den industriellen Verhältnissen, deren Vertreter und Beförderer sie sind.

In der von Vielen herbeigewünschten Vergangenheit standen die Gesellen und Lehrlinge zu den zünftigen Meistern in einem patriarchalischen Dienstverhältnis. Sie hießen im Mittelalter durchgehends „Knechte“; sie hatten nur ein Recht auf Arbeit, insofern die Meister in ihrer Kunst sie theilnehmen ließen; sie waren unter allgemeiner Ueberwachung der Kunst in ihren einzelnen Leistungen dem besondern Meister verpflichtet, dessen Knechte sie waren, sie wohnten in seinem Hause, aßen an seinem Tische, waren der Hausordnung unterworfen; der Meister übte eine Art väterliche Gewalt über sie aus. Der unselbständige Arbeiter wurde nach bestimmten Lehr- und Wandersahren selbst Meister.

Solange das Gewerbe wenig ausgebildet war, dauerte dieses Verhältniß, änderte sich aber, sobald durch die Beschränkung der Zahl der Meisterstellen sich ein Gesellenstand herandebildete, der nie Aussicht hatte, zur Selbstständigkeit zu gelangen, und seine Lage um so bitter empfand, je mehr die Arbeitsbedingungen einseitig von der Meisterschaft festgesetzt wurden. Daraus erklärt sich, daß auch das Mittelalter keine Arbeitseinstellungen hatte, Kämpfe um die günstigsten Arbeitsbedingungen.*

Als endlich die Großindustrie das alte wackelige Gebäude über den Haufen warf, verband schon längst kein organischer Zusammenhang mehr die Unternehmer und Arbeiter.

Unselbständige Arbeiter, welche zum allergrößten Theil niemals Aussicht auf gewerbliche Selbstständigkeit haben, wurden massenhaft geschaffen. Es entsprach nur einer Forderung der Gerechtigkeit, wenn mit Einführung der Gewerbefreiheit die Stellung dieser zahlreichen Bevölkerungsklassen gemäß den Anschauungen von bürgerlicher Freiheit bestimmt wurde. Die Beschränkung des persönlichen Dienstverhältnisses fiel; es trat an dessen Stelle ein rechtliches Vertragsverhältniß, das Jedem die bestmögliche Verwerthung seiner Arbeitskraft sichern sollte.

Damit wurde die persönliche Freiheit des Arbeiters und die rechtliche Freiheit von Unternehmern und Arbeitern zur Grundlage der Ordnung des Arbeitsverhältnisses gemacht.

Nach dem heutigen Arbeitsrecht wird die Arbeitskraft als eine Waare angesehen, die ihr Besitzer, der Arbeiter, und ihr Käufer, der Unternehmer je nach Angebot und Nachfrage verwerthet. So wenig es nun z. B. einem Meister einfällt, neben der Einhaltung der festgesetzten Lieferungs- und Zahlungsbedingungen an den „Geschäftsfreund“ noch Forderungen persönlicher Ergebenheit und Unterwürfigkeit zu stellen, ebensowenig hat der Unternehmer ein Recht, vom Arbeiter die alte patriarchale Unterordnung neben der Arbeitsverpflichtung in Anspruch zu nehmen. Wenn nun dies trotzdem noch öfters geschieht, so wird damit bewiesen, wie wenig die Unternehmer sich dem rechtlichen Arbeitsvertragsverhältniß anbequemen mögen.

Allerdings, die Waare Arbeitskraft hat Eigentümlichkeiten, welche ihren Verkäufer, den Arbeiter, sehr unvorteilhaft von dem Verkäufer jeder anderen Waare

unterscheiden. Sie ist untrennbar von der menschlichen Person, ihr Verkauf beschränkt das Individuum nach jeder Richtung. Mit der Arbeitskraft verkauft der Arbeiter sich selbst zu einem Preise, der die gewohnheitsmäßigen Unterhaltungskosten seiner selbst und der Familie nur selten übersteigt, oft unter dieselben herabsinkt.

Wenn die Arbeiter — von denen jeder einzelne auf dem Arbeitsmarkte die Bedingungen annehmen muß, welche ihm die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Unternehmer diktiert — sich organisieren, um bessere Lohnbedingungen zu erzwingen, so ist dies ihr einfaches Recht. Und dieses Recht ist wahrlich tiefer begründet, als dasjenige, nach welchem z. B. Metzger, Bäcker und Hausbesitzer sich verbinden, um uns Arbeiter an unseren notwendigen Existenzbedingungen durch Steigerung der Preise zu verfrachten. Dieses Recht ist viel berechtigter, als das Recht der Unternehmer, Vereinigungen zu schaffen, zu dem offen ausgesprochenen Zwecke, uns die Löhne zu beschneiden, überhaupt den Arbeitern möglichst ungünstige, aber ihnen möglichst vortheilhafte Arbeitsbedingungen aufzuzwingen.

Nun muß man oft hören, wie Unternehmer den Arbeiter anklagen, „er habe keine Liebe zum Geschäft, er arbeite mit Unlust und er habe keinen Ehrgeiz“ u. s. w.

Aber der gleiche Herr behandelt oft seine Arbeiter wie Arbeitsthiere, kein freundliches Wort kommt über seine Lippen, der Gruß eines Arbeiters wird hier und da mit einem „gnädigen herablassenden Gemurmel“ erwidert, denn einem Arbeiter gegenüber braucht er ja nicht höflich zu sein! Der gleiche Herr scheut sich nicht, ohne seine Arbeiter, zu denen er in einem rechtlichen Verhältniß steht, zu fragen, eine Zuchthausordnung in seinem Geschäft einzuführen, die Strafbestimmungen enthält, die in keinem Verhältniß zu den Vergehen stehen und jeder Chilane Thür und Thor öffnet. Der gleiche Unternehmer trägt kein Bedenken, in der Zeit der Geschäftsstille die Arbeiter zu Duzenden zu entlassen, mit der Aussicht auf wochen-, ja monatelange Arbeitslosigkeit, auf Noth und Elend von Weib und Kind. Derselbe Herr entblödet sich nicht, Arbeiter, die ihm Jahre lang ihre Kraft und Geschicklichkeit geopfert und ihm seinen Reichtum haben häufen helfen, damit er sein Leben einst ohne Sorgen abschließen könne, auf die Straße zu setzen und dem Elend preiszugeben, weil — nun weil sie eben alt geworden sind.

Wenn der Unternehmer sich rücksichtslos auf den Boden des einfachen Vertragsverhältnisses stellt, wo soll dann für die Arbeiter die „Liebe zum Geschäft“, wo „Lust und Ehrgeiz“ herkommen? Das dürfte nur da möglich sein, wo die Arbeiter die Einsicht gewinnen müßten, daß die Interessen des Geschäftes zugleich auch die ihren sind. — Wie selten das geschieht, das wissen alle Leser.

Es ist doch eine Thorheit sondergleichen, von Jemand das Gegentheil der Behandlung und Beurtheilung zu verlangen, die ihm widerfährt. Wer mich ohne rechtlichen Grund geringschätzt, den werde ich auch nicht hochschätzen! Wer das Bestreben kund giebt, mich nur auszunutzen, dem werde ich die Möglichkeit hierzu, so viel wie möglich, zu erschweren suchen! Das ist gewiß selbstverständlich!

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die rücksichtslose inhumane Behandlung, die kläglichen Löhne und die zu lange Arbeitszeit, das ist, was den Arbeitern die Liebe zum Geschäft rauben und die Geschicklichkeit vermindern müssen. Die Klagen müssen sich also gegen ganz andere Leute, aber nicht gegen die Arbeiter richten.

Schwindel.

Ueber die Bauvereine, mit denen man neuerdings vielfach, auch in der Umgebung von Berlin, die Arbeiter zu beglücken gedenkt, hat man in Amerika ziemlich reiche Erfahrungen gesammelt und wir wollen dieselben einmal nach einem dortigen Blatte für unsere Leser zusammenfassen.

Es heißt da:
Eine vieljährige Beobachtung hat ergeben, daß in solchen Städten, in denen das Bauvereinswesen florirt, die

*) Die Kapitalistenpresse behauptet allerdings gerne, dieselben seien neueren Datums und erst von den bösen Sozialdemokraten erfunden worden.

Heft 1: Ein sozialistischer Roman — ist soeben erschienen. Preis 15 Pfg.

Arbeiterbewegung sich nur langsam entwickelt, trotzdem gerade an solchen Orten die Löhne am geringsten und die übrigen Arbeitsbedingungen am ungünstigsten sind. Diese Beobachtung kann man besonders in Philadelphia, Milwaukee, Cleveland, Cincinnati und anderen Städten machen, in welchen besonders die arbeitende Klasse das Rückgrat des Bauvereinswesens bildet.

So ein Bauverein hat ungemein viel Verlockendes an sich. Man bietet einem armen Teufel, der weiter nichts als seine Arme und seinen guten Willen zum Arbeiten hat, ein Haus an; man macht ihn zum Grund- und Bodenbesitzer und verlangt von ihm nicht mehr dafür, als das, was er unter anderen Umständen als Miethe entrichten müßte. Wer wollte da widerstehen?

Schon der erhabene Gedanke, in das Heimathsdorf des alten Vaterlandes schreiben zu können, erst wenige Wochen in Amerika und schon Hausbesitzer in Philadelphia, Cincinnati oder sonstwo; Amerika muß doch ein vortrefflich reiches Land sein! — Und wie ärgert sich Der oder Jener im alten Vaterlande, daß ihm das Geld zur Ueberfahrt nach diesem gesegneten Lande fehlt — wie wird da der Reiz angeregt und welche lähne Hoffnungen knüpft da der neugeborene Hausbesitzer selbst an seinen Besitz!

Ja, so ist es in der That. In den genannten Städten ist es buchstäblich der Fall, daß man durch eine einmalige Zahlung einer Rate von 10 bis 15 Dollar (40 bis 60 Mark) sich zum Hausbesitzer emporschwingen kann und man hat dann weiter nichts zu thun, als diese Summe jeden Monat an den Bauverein zu entrichten, die Steuern und Versicherung zu bezahlen und etwaige Reparaturen zu besorgen. Diese Zahlungen sind fortzusetzen, bis der Kaufpreis und die Zinsen für das Kapital allmählig abbezahlt sind und dann ist man allgemein respektirt — so ein Hausbesitzer ist doch immer was Ganzes; auch der „Bos“ beschäftigt einen solchen hausbesitzenden Arbeiter viel lieber als einen anderen, weil er durch sein Haus zur „Stetigkeit“ angehalten wird und zur „Bedürfnislosigkeit“ sich erzieht.

Soweit die scheinbare Lichtseite dieses Bildes. Eine grobe Schattenseite dazu liefern allerdings die Scheriffs der genannten Städte, die jährlich hunderte solcher Heimstätten unter den Hammer bringen, deren Besitzer nicht mehr im Stande sind, sei es durch Arbeitslosigkeit oder durch Krankheit, ihre Zahlungen einzuhalten. Eine andere Schattenseite besteht auch darin, daß Weib und Kind bei der Arbeit angepannt werden müssen, um die hohen Zinsen zu erschwingen, damit die anderen Brüder des Bauvereins, die keine Arbeiter sind, ihr eingezahltes Geld, für welches das Haus gebaut wurde, wohl verzinst erhalten.

Doch diese Schatten sind das reine Licht, verglichen mit dem Unheil, das das Bauvereinswesen auf die allgemeine ökonomische Lage der Arbeiter ausübt. Der Bauverein mit seiner verlockenden Scheinglückseligkeit gleicht in Wirklichkeit dem stümmernden Irrlicht im Sumpfe. Der Arbeiter, der seine erste Anzahlungen gemacht hat, ist von diesem Augenblicke an an die Scholle gefesselt; er muß sich von seinem Arbeitgeber geduldiger ausnützen lassen, als ein anderer, der, wenn es der Bos zu bunt treibt, sein Bündel schnürt und sein Glück einfach anderswo versucht. Der Bauvereinler konzentriert sein ganzes Dichten und Trachten auf jenen Ziegelhaufen, der, je mehr er darauf bezahlt hat, ihm desto größere Kosten verursacht und desto leichter seinem Besitze zu entzinnen droht. Er hat keinen Sinn für die Arbeiterbewegung. Der Gedanke eines Widerstandes gegen die Diktate seines Bosses macht ihn erzittern, denn er könnte sich dadurch die Ungunst des Arbeitgebers zuschieben, arbeitslos werden und seinen Grundbesitz gefährden.

Hier darf Börne's geflügeltes Wort angeführt werden: „Nur Lumpen sind revolutionär, freilich, mit einem Geldsack auf dem Rücken kann man keine hohen Sprünge machen.“ — Allerdings ist hier von einem Geldsack nicht die Rede, hier heißt es mit einer Kette an die Scholle gefesselt sein.

Das Bauvereinswesen produziert das Spießbürgerthum in seiner schrecklichsten Abart, jenes vorrichtige Element, das nur mit der Faust in der Tasche seine Entrüstung über ein Unrecht kundgibt und seufzend auf einen Erlöser harret, der mit einem Donnerwetter dreinfährt, während es selbst sich hinter seinen hypothekarisch sicher gestellten Mauern verbirgt, um sich nach keiner Seite hin bloßzustellen. Man wird zum Urbild jenes Spießers, von dem Goethe sagt, er sei „ein hohler Darm voll Furcht und Schrecken, daß Gott erbarm.“

Die Landarbeiterbevölkerung in den Provinzen Ost- und Westpreußen.

(Von einem Ostpreußen.)

III.

Mit besserem Erfolge als die Arbeiter wenden sich die Gutsbesitzer schon um deshalb an die Polizei, da sie wissen, daß dieselbe von einem ihrer Genossen, von einem ihres Gleichen verwaltet wird, denn, wie wir schon früher gesagt haben, auf Parteistellung und Freundschaft oder Feindschaft kommt es ihnen nicht an: dem Arbeiter gegenüber sind sie ein Herz und eine Seele; die Gerichte aber nehmen auch sie nicht gern in Anspruch. Vor der Polizei giebt es wirklich manchmal recht schlimme Szenen; der verlagte Arbeiter muß schon sehr de- und wehmüthig sein, er muß sich tief erniedrigen und sehr viel versprechen, wenn ihm sein Vergehen verziehen werden soll und er

ohne Strafe abkommen will. Thut er dies nicht und wird ihm eine Strafe zuerkannt, dann erhält er in der Regel einige Tage Haft. Vor dem Gefängniß, oder wie es von den ost- und westpreussischen Landarbeitern genannt wird, der „Kluse“, haben diese den heillosen Respekt. Der Aufenthalt in denselben ist allerdings wenig angenehm; aber das Schlimmste und doch dabei Gute ist: der Arbeiter hält sich für entehrt, wenn er einmal hat „sigen“ müssen.

Schon aus diesem Grunde scheuen die Arbeiter jedwede Berührung mit der Polizei wie das Feuer, denn sie haben immer Nachteile davon, und wäre es auch nur der Verlust eines Arbeitstages. Dies wissen die „Herren“ nur zu gut und schon aus diesem Grunde sind sie, selbst bei der geringsten Veranlassung, mit einer Ladung vor die Polizei sehr schnell bei der Hand, am schnellsten aber dann, wenn es sich um den Eintritt oder das Bleiben im Dienste handelt. Folgt der verlagte Arbeiter aus irgend einem Grunde der polizeilichen Aufforderung nicht ohne Säumen, dann wird ihm der Gensdarm zugeschickt und meilenweit muß dann der arme Mensch, neben dem Pferde desselben, zu seinem Herrn oder zum Polizeiverwalter traben. Solch einer schmachvollen Exekution mag sich Niemand aussetzen, und schon die bloße Drohung mit derselben macht alle gefügig.

Als Beleg dafür mag folgende Thatsache hier Platz finden. Vor einiger Zeit hatte ein Gutsbesitzer, der gerade nicht zu den Schlimmsten gehört, einen alten Mann zum Hüten gemiethet. Nach einigen Tagen schickte der Mann dem Herrn das Handgeld zurück und ließ ihm sagen, daß er sich krank fühle und aus diesem Grunde außer Stande wäre, den Dienst anzutreten. Der Herr glaubte ihm nicht und war der Meinung, es läge eine Böswilligkeit seitens des Alten vor und dieser wolle nicht den Dienst antreten; er ersuchte deshalb den Amtsvorsteher, ihn zur Einhaltung des Vertrages zu zwingen. Der alte Mann hatte einen etwa drei Stunden weiten Weg bei schlechtem Wetter zu wandern, und konnte nur dem Herrn Amtsvorsteher wiederholen, was er dem Gutsbesitzer schon hatte mittheilen lassen. Das Urtheil lautete: er müsse unter allen Umständen den Dienst antreten, und wenn er dies nicht freiwillig thäte, würde der Gensdarm ihn in denselben transportiren. Still ging der alte Mann davon. Nach einer halben Stunde schon fanden ihn die Leute des Amtsvorstehers als Leiche auf der Straße. „So machte der „Kerl“ das Urtheil zu Schanden“, schloß lachend der sonst wirklich nicht inhumane Gutsbesitzer diese Erzählung, die er einer bei ihm versammelten Gesellschaft zum Besten gab.

Mit wahrhaft bewundernswerther, ja staunenregender Geduld ertragen die Arbeiter alle diese gewiß wahrhaft elenden Verhältnisse, die leibliche Noth, die geistige Armuth und die wirklich unerhörte Rechtslosigkeit. Sie wissen sich sogar noch darin zu trösten! Es gab ja eine Zeit, sagen sie — und die traurige Geschichte von derselben wird von Geschlecht zu Geschlecht überliefert — es gab eine Zeit, da waren alle Arbeiter den Herren unterthan, sie waren ihnen leibeigen, d. h. die reichen Gutsbesitzer konnten über sie, ohne Jemandes Einpruch fürchten zu müssen, frei verfügen, sie gehörten ihnen mit Leib und Leben, mit Gut und Blut an, sie waren mit einem Wort eine „Sache“ und besaßen kein Recht. Das war schlimm, sehr schlimm; so schlimm ist es freilich jetzt nicht mehr. Die Leibeigenschaft ist für alle Ewigkeit überwunden, die können die Herren doch nicht mehr einführen.

Aber jetzt regieren die Herren als Landtags- und Reichstags-Abgeordnete, als Kreisdeputirte und Amtsvorsteher, ja sie haben sogar, da viele von ihnen Lokal-Schulinspektoren sind, die Ueberwachung, mit dieser auch die Leitung der Schule in ihrer Hand. Die Lage der Arbeiter aber hat sich seit dieser Zeit merklich in keiner Beziehung verbessert. Es sind ihnen freilich immer schöne Dinge versprochen worden, aber die feierlichsten Versprechungen sind stets unerfüllt geblieben. Dagegen sind die Abgaben, namentlich die Militärlasten, die Blutsteuer, stetig vermehrt worden, und an den Kriegen, durch welche vorzugsweise die armen Leute leiden und ruiniert werden, sind die Herren wohl nicht, ohne alle und jede Schuld.

So sprechen die Arbeiter, wenn sie unter sich sind, ja sie sprechen diese ihre Meinung häufig genug auch ganz offen aus, und für ihre Behauptungen führen sie Gründe an, die zwar sehr leicht zu überhören, desto schwerer aber zu widerlegen sind.

Bei den Wahlen nach dem Kriege von 1866 redeten die Liberalen den Arbeitern vor, daß vornehmlich zweierlei mit dem Aufgebote aller Kräfte erstrebt werden müßte und zwar: erstlich die Verwandlung aller indirekten Abgaben in direkte Steuern und dann eine neue Kreisordnung.

Welche Vortheile den Arbeitern aus der neuen Kreisordnung erwachsen sollten, wurde nur dunkel und verblümt angedeutet und ist wohl niemals irgend Einem ganz klar geworden. Die Reden und Flugblätter waren immer so gehalten, daß die Besitzlosen wohl denken und hoffen durften, es würde das allgemeine und gleiche Wahlrecht eingeführt werden, und es würde die neue Kreisordnung auch sie mit einigen nützlichen Rechten gegenüber den Besitzenden ausstatten, namentlich daß es ihnen gelingen würde, durch die Wahlen einige ihrer Genossen in den Kreisstag zu bringen. Es ist jedoch gleichgültig, von welcher Art und in welchem Umfange man sich diese Rechte dachte; genug, die alte, viel und heftig geschmähte Kreisordnung sollte nicht bleiben, wie sie war, sie sollte auch nicht verschlechtert, sie sollte verbessert werden zum Vortheil Aller, also auch der Arbeiter. Die Kreisordnung erschien, sie wurde Gesetz. Die Liberalen sagten Jedem, der es nur hören wollte, daß der Ruhm, sie endlich dem

Lande erobert zu haben, vor Allem ihnen gebühre. Sie erboten sich, für die Durchführung des lang erstrebten Gesetzes mit aller Kraft einzutreten und zu sorgen, und es ist Thatsache, daß mit den neuen Aemtern vorzugsweise sogenannte liberale Gutsbesitzer betraut wurden. Ob die Mehrheit — man kann etwa 80 Prozent annehmen — der Bevölkerung der Provinzen, in denen die neue Kreisordnung eingeführt ist, auch nur einen, selbst den geringsten Vortheil, nur eine Kleinigkeit, von dem verheißenen Segen des Gesetzes empfunden hat, hat man noch nirgends erfahren können, und es wird auch wohl Jedem sehr schwer werden, wenn er dies behauptet, es auch zu beweisen.

Die Arbeiter, und diese bilden ja jene große Mehrheit, hätte es auch diesmal nicht weiter bekümmert, daß sie trotz aller schönen Versprechungen wieder leer ausgingen. Sie sind ja daran nur zu sehr gewöhnt. Aber sie merkten nur zu bald, schneller als es den Herren Gesetzesmachern lieb war, daß die neue Kreisordnung für sie nicht nur keine, selbst die kleinsten Vortheile, sondern sehr schwere Nachteile enthielt. Die Einrichtungen nach der neuen Kreisordnung haben nicht unbedeutende Summen Geldes gekostet; mußten die Arbeiter nicht auch dazu ihren Beitrag zahlen? Früher wurde die, namentlich den Arbeiter drückende gutsherrliche Polizei wenigstens zum größten Theil aufgehoben und durch vom Staate dazu bestellte Beamte verwaltert, welche den Arbeiter gegen die gutsherrlichen Uebergriffe und Willkürlichkeiten wenigstens einigermaßen in Schutz nahmen, so daß der Arbeiter dabei immerhin etwas gewonnen hatte. Jetzt ist die Verwaltung der Polizei den Amtsvorstehern übertragen, und die Amtsvorsteher sind — Gutsbesitzer. Müßten die Arbeiter dies nicht als einen Rückschritt betrachten?

Sofort nach Einführung der Kreisordnung wurden mit dem größten Eifer überall Gefängnisse erbaut, so daß Jeder in den Glauben versetzt werden mußte, das ganze Land wäre voller Spitzbuben. Jeder Amtsvorsteher wollte oder sollte sein Gefängniß haben. Im Kreise Weßlau waren z. B. früher nur zwei Domainen-Rentämter, welche nur je ein Gefängniß gebrauchten: jetzt existiren in diesem Kreise allein einige vierzig Aemter, und da wird es vielleicht nöthig sein, sagte der Herr Landrath des genannten Kreises in einer „Belehrung“ an die Arbeiter, daß für diese Aemter „ein oder das andere Gefängniß neu gebaut werden müßte“, denn so belehrte der Herr Landrath — „wie die Rentmeister früher Gefängnisse brauchten, um Bettler, Bagabunden, überhaupt alle die unnützen Menschen einzusperrn, welche gegen die Gesetze fehlten, so müssen auch die Amtsvorsteher jetzt Gefängnisse zu diesem Zwecke haben.“

Das ist die Lage der landarbeitenden Bevölkerung in den Provinzen Ost- und Westpreußen, die man wohl ohne zu übertreiben Landsklaven nennen könnte. Was für eine Unsumme von Haß und Erbitterung gegen ihre Unterdrücker sich in diesen Menschen gesammelt hatte, bewiesen die Landarbeiter-Revolutionen, die im Jahre 1874 auf verschiedenen Gütern in der Umgegend von Königsberg ausbrachen und mit Hilfe des Militärs erdrückt wurden, die ihren wahrhaft grauenhaften Abschluß aber durch die Verhandlungen vor dem Geschworen-Gericht zu Königsberg fanden, welches diesen leiblich und geistig verkommenen Leuten, die sich meistens erst durch Branntwein Muth antranken, keine mildernden Umstände zubilligte, sondern sie zu sehr hohen Zuchthaus- und Gefängnißstrafen wegen Landfriedensbruch verurtheilte.

Und fragen wir: Haben sich die Verhältnisse dieser leiblich und geistig Armen seit dieser Zeit gebessert? — so müssen wir diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. In anscheinend stumpfem Gleichmuth lebt das arme Volk dahin und nur die Aufgeklärteren verlassen in ganzen Schaaren das Land und wandern entweder, nachdem sie sich das Reisegeld abgedarbt haben, nach Nordamerika aus, wo sie eine freiere Heimath zu finden hoffen, oder sie gehen in die Zuderfabriken, wo sie besseren Lohn als beim „Herrn“ erhalten.

Doch auch diesen Unglücklichen wird dereinst die Stunde der Befreiung und Erlösung aus diesen menschenunwürdigen Zuständen schlagen. Der Wunsch jedes denkenden und fühlenden Menschen, in dessen Brust nicht ein für Menschenwohl und Wehe gleichgültiges Herz schlägt, kann nur der sein, daß sie recht bald heran-nahen möge.

Bou langer's Wahl.

Die hundertjährige Gedenkfeier der großen Revolution beginnt in Frankreich mit einem Schlag gegen die Republik. Kein Zweifel, dieselbe steht vor einer Krisis, vor einem Kampfe, aus dem sie vielleicht nicht als Siegerin hervorgehen wird.

Das ist nicht erfreulich, aber es folgt daraus noch lange nicht, daß eine Wiederkehr der bonapartistischen Wirthschaft bevorsteht. Es sind ganz andere Verhältnisse, die Bou langer emportragen als die, durch welche die beiden Napoleoniden auf den Thron gelangten. Den Weg dazu bahnte diesen die Niederschlagung der revolutionärsten Elemente Frankreichs. Die Stunde Napoleon I. war erst gekommen, nachdem die revolutionären Kleinbürger und Proletarier von Paris in einem riesenhaften Ringen mit dem Bürgerkrieg im Innern, mit den Armeen Europas von Außen, mit den in ihrer eigenen Mitte immer wieder aufstrebenden kapitalistischen Tendenzen ihre Kraft erschöpft hatten, nachdem das Jakobinerthum aus tausend Wunden blutend zusammengebrochen war.

Eine andere Rolle spielten die revolutionären Klein-

bürger von Paris im Jahre 1848. Wohl halfen sie, die Monarchie niederwerfen, aber ihr Heroismus hatte sich sehr gemäßig, ihr Bündnis mit dem Proletariat gelodert. Als dieses, von der Bourgeoisie zur Verzweiflung getrieben, sich im Juni erhob, da blühten die Kleinbürger ruhig zu, wie es unterlag. Zum Dank für ihre Kurzsichtigkeit wurden sie von der Großbourgeoisie geknebelt, die damit das letzte Hindernis für Napoleon III. aus dem Wege räumte.

Heute ist es das allgemeine Stimmrecht, ist es die Vaterstadt der Revolution, die sich vollkommen frei und ungezwungen für den kommenden Cäsaren erklären. Das ist denn doch eine eigenartige Situation, die kaum zu einer Wiederholung des traditionellen Napoleonidenthums führen dürfte, welches immer Boulanger's Absichten sein mögen.

Zum Theil ist der Ausfall der Wahl nicht eine Ovation für Boulanger, sondern ein Protest gegen den Opportunismus, gegen den Liberalismus der Herren Ferry und Consorten mit ihren Kolonialabenteuern und Börsenspekulationen, nicht ein Protest gegen die Republik, sondern gegen die Ausbeuter der Republik.

Das aber der Protest gegen die Ferryisten nicht gut eine andere Form annehmen konnte, als die der Stimmabgabe für Boulanger, dafür haben die Herren bürgerlichen Republikaner selbst gesorgt. Dank dem Listenstratagem haben sie das Auftreten kleiner Parteien im Wahlkampf schon wegen seiner ungeheuren Kosten unmöglich gemacht. Zum Theil daher rührt die geringe Stimmenzahl, die auf den sozialdemokratischen Kandidaten Boule entfiel.

Dann aber haben die bürgerlichen Radikalen, statt Boulanger den Wind aus den Segeln zu nehmen und mit ihm wettzueifern in seiner Bekämpfung der Opportunisten, sich mit diesen gegen ihn verbündet und sich dadurch zu deren Mitschuldigen gemacht. Die allgemeine Strömung im Volk geht gegen den Börsenliberalismus, statt sich ihrer zu bemächtigen, stellen sich ihr die Radikalen in den Weg und werden natürlich weggeschwemmt.

Die allgemeine Strömung findet nur zwei Richtungen, die ihr entsprechen, die boulangistische und die sozialistische.

Aber erstere ist nicht bloß im Vortheil durch ihre Geldmittel, durch das Listenstratagem, durch ihr Programm, das scharf gegen die bestehende Regierung, gerade seiner sonstigen Unbestimmtheit wegen der gedankenlosen Menge leichter eingeht als die sozialdemokratischen Forderungen — sondern auch durch die Legende, mit der die Ansehlichen Ferry's und Bismarck's, der beiden in Frankreich bestgeachteten Männer, den ehemaligen Kriegsminister ausgestatteten.

Der Boulangismus ist — was das Klüglichere bei der Sache — auch begünstigt durch die Entzweiung der sozialistischen Parteien. Ein großer Theil der sozialistischen Arbeiter von Paris hat sich durch seine Führer verleiten lassen, die schlaue Taktik der Radikalen nachzuahmen und sich zu Mitschuldigen der Opportunisten zu machen. Da dieser sozialistischen Richtung, die der Possibilisten, sich eine erkleckliche Anzahl Streber und Stellenjäger angeschlossen haben, da sie im Gemeinderath und der Presse wirksamer vertreten ist, als die anderer Richtungen, gilt sie in Paris vorzüglich als Vertreterin der sozialistischen Tendenzen. Und diese verbündete sich jetzt mit dem Börsenliberalismus! Was blieb der Masse der gegen diesen Protestirenden anderes übrig als sich für Boulanger auszusprechen?

Aber wir glauben nicht, daß diese Umstände allein genügen, Boulanger's Wahl in Paris zu erklären. Sie zeigt uns unseres Erachtens noch etwas Anderes.

Das Kleinbürgertum und die bürgerliche Intelligenz waren ehemals neben der Arbeiterklasse die Träger der demokratischen Bewegung. Die große Bourgeoisie hat sich von dieser stets fern gehalten. Die Arbeiterklasse hat sich jetzt gefondert konstituiert in der Sozialdemokratie, das bürgerliche Element herrscht seitdem unumschränkt in der Demokratie. Seit dem großen Krach von 1873 und dem darauf folgenden wirtschaftlichen Niedergange ist aber die wirtschaftliche Kraft und das Selbstvertrauen des Kleinbürgertums gebrochen worden, und die bürgerliche Intelligenz wird durch die Ueberproduktion in ihren Reihen immer streberischer und käuflicher. Beide Elemente fühlen immer mehr das Bedürfnis, ihre Ziele statt durch eigene Kraft dadurch zu erreichen, daß sie sich an die Hochschöbe einer ihnen imponirenden Erscheinung hängen, von der sie in blindem Vertrauen Alles erwarten. Daher der Rückgang der Demokratie seit einem Jahrzehnt, daher der „konservative Hauch“, der Europa durchweht und es zum großen Verwundern der Liberalen hundert Jahre nach der Revolution ins Mittelalter zurückzutreiben scheint, daher der Personenkultus allüberall.

In Frankreich widerstand die Demokratie länger; die revolutionäre Tradition war stärker, der geschäftliche Niedergang trat später ein und die Arbeiterschaft blieb der Demokratie länger treu. So war der Radikalismus bis vor Kurzem im Vordringen, Clemenceau schien der Mann der Zukunft. Jetzt hat sich das plötzlich geändert, theils in Folge der Schwächlichkeit der Radikalen, theils in Folge der zunehmenden Energielosigkeit des Kleinbürgertums, die beide wohl in inniger Wechselwirkung stehen.

Was nun kommen wird, kann kein Mensch voraussehen. Sicher ist, daß Boulanger ebensowenig seine Verheißungen erfüllen kann, als Bismarck seine so pomphaft verkündete Sozialreform, als unsere „vereinigten Christen“ ihre mit so viel Lärm angepriesene „Hebung des Klein-

gewerbes“. Sicher ist auch, daß das Vertrauen zu den Machthabern im Philistertum bald schwinden wird.

Welchem Reiter wird das Kleinbürgertum, wird die Masse der kleinen Leute dann sich in die Arme werfen? Möglich, daß einige von ihnen zu ihrer alten Liebe zurückkehren und nochmals ihr Glück mit ihr probiren; möglich, daß daraus noch einmal ein vorübergehender Aufschwung — der letzte! — der bürgerlichen Demokratie sich ergibt.

Aber schließlich giebt es nur eine Partei, in der sie ihr Heil suchen können, und das ist die Sozialdemokratie.

Aber in der Politik imponiren nicht Worte, nicht Prinzipien, sondern die Macht. Wenn die Zeit kommt, daß die Massen zur Erkenntniß gelangen, daß sie von ihren bisherigen Idolen nichts mehr zu erwarten haben, werden sie uns nur dann zufallen, wenn wir eine vertrauensinsößende, imponirende Macht sind. Eine solche ist heute bereits die Sozialdemokratie Deutschlands in ihrer Zielbewußtheit, Prinzipienreue und Geschlossenheit, an der alle Anfechtungen der mächtigsten Gegner gescheitert sind.

In Frankreich steht es leider heute noch sehr schlimm. Paris ist eine vorwiegend kleinbürgerliche Stadt. Ein Theil der Arbeiter steht dajelbst noch im Banne des Kleinbürgertums, ein anderer läßt sich von den Intriquanten und Stellenjägern der possibilistischen Richtung nasführen, die sich mit den Ferryisten verbünden und die ihnen nicht unterthänigen Sozialisten beschimpfen. Paris dominiert aber immer noch Frankreich und so wirken diese Verhältnisse auch auf die Provinzen zurück, obwohl es in diesen vielfach besser steht.

Hoffen wir, daß die Genossen der possibilistischen Richtung sich bald ihrer zweideutigen Führer entledigen und die Einigkeit der Sozialdemokratie Frankreichs bald zur Wahrheit wird. Es ist höchste Zeit. Kein Mensch kann wissen, wann der Umschwung in der Stimmung der Masse erfolgt. Er kann langsam vor sich gehen. Es kann ihn aber auch ein tiegreifendes Ereigniß hervorrufen, unerwartet, plötzlich. Eine große Aufgabe wird an die Sozialdemokratie heranreten, der sie nur genügen kann, wenn sie als die klarste, zielbewußteste, energischste, geschlossenste und einigste der bestehenden Parteien den haltlos gewordenen Massen den einzig richtigen Weg zu zeigen weiß. Gen. Kautsky in der Wiener „Gleichheit“.

Die Kinderarbeit in Fabriken.

(Aus den Berichten der Fabrikinspektoren.)

Nach einer Zusammenstellung der „Voss. Ztg.“ findet man in dem Berichte über das Jahr 1885 die gänzliche Beseitigung der Kinderarbeit in den Fabriken aus gesundheitlichen Rücksichten beispielsweise von dem Fabrikinspektor Minden-Rüster empfohlen. Vielfach wird von den Aufsichtsbeamten die Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen beklagt.

Der Aufsichtsbeamte für Schwarzburg-Sondershausen sagt, seine Befürchtung, daß in einer Porzellanfabrik schulpflichtige Kinder in verstärkter Maße zur Fabrikarbeit herangezogen würden, sei leider zur Thatsache geworden. Das Schlimme hierbei sei, daß diese Kinder auch noch Arbeitsstücke mit nach Hause nehmen, um sie unter Juthilfenahme jüngerer Geschwister in den Abendstunden fertig zu stellen. Die Schulaufgaben werden darüber vernachlässigt und die berechtigten Klagen der betreffenden Lehrer haben sich bereits laut vernehmen lassen. Abgesehen hiervon erleiden jene Kinder Schaden an ihrer Gesundheit dadurch, daß sie bei ihrer Arbeit, Abzug ungenannter Porzellangegenstände, eine Masse Staub einzuathmen genöthigt sind. Und das alles um einen Lohn von wenigen Pfennigen!

Ähnliche Verhältnisse über die gesundheitsschädliche Beschäftigung von Kindern kommen aus dem Bezirke Merseburg-Erfurt.

Aus Wismar wird mitgetheilt, daß mehrfach Kinder und jugendliche Arbeiter angetroffen würden, die zeitweise, oft in größerer Zahl, um einen geringen Stundenlohn das Aus- und Einbringen der Ziegel zu besorgen hätten und „bei der noch vorhandenen Hochofenwärme und heißen Aufenluft im Sommer, sowie bei der unvermeidlichen Staubeinwirkung einer unzulässigen und rücksichtslosen Andmähung ausgebeutet werden.“

Aus dem Bezirk Breslau-Liegnitz wird gemeldet, daß in der Glasfabrikation ganze Familien, Mann, Frau und Kinder jeden Alters, zusammen arbeiten.

Aus dem Bezirk Meissen wird über die Ausbeutung der Kinder in der Bismarckfabrikation berichtet.

Der Beamte für Plauen stellt fest, daß in einzelnen Fabriken die Kinder bei der Arbeit „häufig allzu anhaltend bis zur späten Nachstunde beschäftigt werden.“

Eine ganze Reihe von Fabrikinspektoren befürwortet die Beseitigung der Kinderarbeit in den Fabriken bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre.

In den Berichten über das Jahr 1886 wird festgesetzt, daß die im Jahre 1881 auf 9347 gesunkene Zahl der Kinder in Fabriken wieder auf 21053 gestiegen war.

Der Aufsichtsbeamte für Berlin-Charlottenburg bemerkt, er habe Grund zu dem Verdachte, daß die Beschäftigung von noch schulpflichtigen Knaben in den Ziegelfabriken Gefahren für ihre sittliche Erziehung in sich birge.

In Pommern wurden fünfundsiebzig Kinder sogar in Zündholzfabriken beschäftigt.

Der Beamte für Minden-Naumburg sagt: „Da die Fabrikarbeit auf die jüngeren Kinder den nachtheiligsten Einfluß ausübt, so dürfte wohl zu erwägen sein, ob ein Verbot der Kinderarbeit oder eine weitere Kürzung der Arbeitsdauer durchführbar wäre.“

Der Beamte für Arnberg sagt: „Ich habe bereits in früheren Jahren meine Ansicht darüber ausgesprochen, daß es für die Erhaltung der Industrie kein unabwiesbares Bedürfnis sei, schulpflichtige Kinder in diesem Umfange zu beschäftigen.“ Er erklärt, daß zu der sechsständigen Fabrikarbeit noch ein dreistündiger Schulunterricht hinzukomme, so daß die Kinder täglich neun Stunden und in der Woche vierundfünfzig Stunden beschäftigt werden. „Die Zeit, in der andere Schulkinder lediglich in der Schule beschäftigt werden, beträgt in der Woche nur zwanzig Stunden, so daß die in den Fabriken arbeitenden Kinder zweiundzwanzig Stunden länger geistig und körperlich angekreuzt werden.“

Der Aufsichtsbeamte für die Pfalz, Unterfranken und Oberrhein stellt für seinen Bezirk eine Zunahme der Kinder in den Fabriken um 67 Prozent fest und sagt: „Ob diese Kinder stets dem Gesetze gemäß nur sechs Stunden täglich beschäftigt werden, trotzdem die angehängte Liste eine solche Arbeitszeit aufweist, dürfte zweifelhaft erscheinen, ist aber schwer sicher zu ermitteln. Auch dadurch, daß häufig einzelne Bürgermeisterämter Arbeitsbücher statt Arbeitskarten für solche Kinder anstellen, werden die Arbeitgeber verleitet, die Inhaber zehn Stunden statt sechs arbeiten zu lassen.“

In dem Bericht für Schwarzburg-Sondershausen heißt es, daß Kinder im Alter von sieben bis dreizehn Jahren bei der Porzellanbereitung beschäftigt werden; es dränge sich die Frage auf, ob nicht diese Art der Hausindustrie auf reichsgefehltem Wege zu verbieten wäre: „Gewiß würde dadurch einem frühzeitigen Siedthum der betreffenden Kinder vorgebeugt werden.“

In einer ganzen Reihe von Berichten wird erklärt, daß die Thätigkeit der Polizeibehörden bei Ueberwachung der Fabriken viel zu wünschlich übrig lasse, daß auch Arbeitskarten mehrfach an Kinder unter zwölf Jahren ausgegeben seien.

Der Beamte für Düsseldorf erzählt: „Ich treffe häufig in Schleifereien, in kleinen Webereien, in Nierenwebereien Kinder von vier bis zwölf Jahren, welche angeblich nicht beschäftigt wurden; sondern nur von Eltern oder Geschwistern beaufsichtigt wurden; nur in wenigen Fällen gelang es mir, trotz der offenbar durch die von Arbeitsstoffen beschmutzten Hände nachgewiesene Unwahrheit der Angabe die Beschäftigung festzustellen. Weiterhin traf ich Kinder von drei bis zwölf Jahren spielend in Notorräumen und in Räumen mit offenliegendem Triebwerke an, und es ist fast ein Wunder, daß die übrigens nicht seltenen Verunglückungen solcher kleinen Kinder nicht noch häufiger sind.“ Der Fabrikinspektor verlangt die Ausweisung dieser Kinder aus den staubgefüllten Räumen.

Der Beamte für Köln-Roblenz berichtet, daß die Anstellung von Kindern unter zwölf Jahren als Steinschläger in den Basaltsteinbrüchen am Rhein häufiger vorkomme, dergestalt, daß dieselben in einer mit Unfallgefahr verbundenen Weise bis in die Nacht hinein beschäftigt werden. Er verlangt eine gesetzliche Grundlage für die Ausschließung der Kinder von der genannten Arbeit.

Der Aufsichtsbeamte für Plauen berichtet, daß bei der Hausindustrie Kinder von kaum sieben Jahren außer der Schulzeit zehnstündige tägliche Arbeit zu verrichten hätten.

Aus allen diesen Mittheilungen scheint unabwieslich hervorzugehen, daß sowohl eine Einschränkung der Kinderarbeit in den Fabriken sowohl als in der Hausindustrie nöthig und durchführbar ist.

Einzelne solche Bemerkungen enthält auch der neueste Bericht der Fabrikinspektoren über das Jahr 1887, wo insbesondere berichtet wird, daß die Kinder in den Fabriken verführt werden. Den Aufsichtsbeamten über die Zeit ihrer Beschäftigung, über die Pausen, über ihr Alter falsche Angaben zu machen. Wenn im Uebrigen die Fabrikinspektoren allmählich ablassen, das Verbot der Kinderarbeit dringender zu befürworten, so ist der Grund angehts der Stellung, welche die Regierung zu der Kinderarbeit einnimmt, durchsichtig genug. Außerdem liegen die Berichte der Oeffentlichkeit nicht einmal im Wortlaut vor, sondern sie sind bereits im Reichsamte des Innern bearbeitet, und daß diese Bearbeitung von einem Manne vorgenommen ist, der die Kinderarbeit durchaus nicht gefällig beschränken will, kann man aus jedem Satze erkennen. Inbesseren auch in dieser Form zeigen die Berichte der Fabrikinspektoren zur Genüge, daß man gar keinen Anlaß hat, sich über England zu erheben und die deutschen Zustände auf Kosten der ausländischen zu verherrlichen.

Als eine Jammergefalt jämmerlichster Art

stellt sich mehr und mehr der deutsche Freisinn dar. Alle Fußtritte von oben und alle Denzettel von unten schlagen bei ihm nicht mehr an. Blätter wie die „Freis. Ztg.“ und die „Volkstz.“ kämpfen offenbar einen ganz hoffnungslosen Kampf gegen die Rädert und ähnliche Strände, die, wie es scheint, höheren Orts ihren „Gegennungen“ dadurch Einfluß zu schaffen suchen, daß sie dieselben jeberzeit bedingungslos zu opfern bereit sind.

Ein Theil dieser „Staatsmänner“ ist nach der „V. Corr.“ bereits soweit, zur Erhöhung der Zivilliste 3 1/2 Millionen zu bewilligen!

Die „Volkstz.“ wendet sich in schärfsten Worten dagegen: „Bei dem „Diskutiren“ des Herrn Rädert — heißt es da — ist noch nicht so viel herausgesprungen, daß sich die Menschheit damit ein Butterbrod beschaffen könnte. Und verlore die freisinnige Partei diesen unschätzbaren „Staatsmann“, so würde sein „Diskutiren“ den Kartellsohl auch noch nicht fetter machen, während es jetzt allerdings die freisinnige Suppe immer wässriger macht. . . . Nun, mögen sie nur dies Länglein beginnen; ausgespielt soll ihnen schon werden!“

Wir hoffen das auch, nur bezweifeln wir, daß das Aufspielen von freisinniger Seite besonders eifrig geschehen wird. Das werden wir und die Arbeiter wohl besorgen müssen und wahrscheinlich wird es gründlicher als jemals früher geschehen.

Aus dem Reichstage.

Am Freitag den 1. Februar unterhielt sich der Reichstag über den Marine-Etat. Abg. Richter wollte bei dieser Gelegenheit etwas näheres über den Kravall auf Samoa erfahren, hatte jedoch kein Glück, denn der Kontreadmiral Heusinger wußte selber nicht mehr als der Hauptmann der freisinnigen Partei. Die Debatte endigte endlich mit der Bewilligung der Forderung: nämlich von vier ersten Raten im Gesamtbetrage von 3200 000 Mk. für den Bau von 4 Panzerschiffen. Die Sozialisten stimmten gegen sämtliche „Panzer“, das Kartell für alle, die übrigen Parteien stimmten für einen Panzer und gegen die übrigen drei Schiffe. Dagegen verwarf der Reichstag den Bau einer neuen Kaserne in Aarhus. Dann folgten wieder unausgesetzte Bewilligungen, bis der Tag sich neigte, und mit ihm schloß die zweite Verathung des Etats.

In der Sitzung am Montag wurden die Verhandlungen über den Antrag der Sozialisten wegen Aufhebung der Kornzölle in erster Verathung zu Ende geführt. Der Antrag auf kommissionsweise Verathung wurde abgelehnt. Abg. Brömel (freis.) beleuchtete in längerer vortheilhaftiger Ausführung die Schädlichkeit der Kornzölle in Erwiderung insbesondere auf die Rede des Abg. v. Kardorff und die jüngsten Ausführungen der Agrarier im Abgeordnetenhaus. Gegen den Antrag sprach der Abgeordnete Ministerialrath im landwirtschaftlichen Ministerium Heydebrand von der Lafa, indem er ungefähr dasselbe sagte, was sein Vorgesetzter, Minister Frhr. von Lucius neulich im Abgeordnetenhaus ausgesprochen hat. Für den Antrag sprach Abg. Erdber (Volkspartei). Herr v. Bennigsen erklärte, daß er für seine Person nach wie vor Gegner der Kornzölle sei, sprach aber gegen eine Aufhebung der Getreidezölle. Es sprachen alsdann noch gegen den Antrag Abg. Orterer-Centrum, für denselben Abg. Rädert (freis.). In dem Schlusswort bezog sich Abg. Rebel auf die Vorlage wegen Erhöhung der Kronrenten in Preußen. Derselbe suchte ihre Vergrößerung in der Preissteigerung, welche die Lage der Arbeiter verschlechtert habe, da die Arbeiter sich bei ihren Beschränkungen eine entsprechende Lohnerhöhung nicht erkämpfen konnten.

Am Dienstag begann die dritte Verathung des Etats. Nachdem der Abg. v. Kardorff (kons.) unsere Finanzverhältnisse als äußerst günstig, die Kornzölle als äußerst notwendig, und die Doppelwährung als dringend erforderlich hingestellt hatte, kam der

Abg. Liebknecht zum Wort, welcher, ähnlich wie in seiner ersten großen Etatsrede, die gesammte innere und äußere Politik des Reiches einer scharfen Kritik unterwarf. Die offizielle Presse, der Militarismus, die Steuerpolitik, die Offizienfrage — das alles beleuchtete der Redner von seinem Standpunkte. „Herr v. Boetticher — äußerte er unter anderem — redete von einer Politik der Beruhigung der Sozialdemokraten. Beruhigung liegt nicht darin, daß man die Thatsachen, welche das Volk verbittern, darstellt, sondern sie geht von Denjenigen aus, die solche Thatsachen und Zustände schaffen. Es ist das die Logik jenes Bauern, der seinen Barometer zertrümmerte, weil er immer schlechtes Wetter anzeigte. Wir haben eben immer schlechtes Wetter in Deutschland; sorgen Sie dafür, daß bessere Zustände eintreten! Niemand wird froher sein als die deutsche Sozialdemokratie, wenn es der Regierung gelingt, die Unzufriedenheit zu beseitigen. Das können Sie aber nur durch gründliche Sozialreform, so wie wir sie wollen. Entweder beseitigen Sie also die Unzufriedenheit, indem Sie zur Sozialdemokratie übergehen (Heiterkeit), oder Sie weigern sich, dann erzeugen Sie die Unzufriedenheit und das, was sie vermeiden wollen, die soziale Revolution. . . Herr v. Bennigsen hielt mir eine Gesichtsvorlesung und wies auf die Vorgänge hin, die sich vor hundert Jahren in Frankreich abgespielt hätten. Er hat dabei einen großen historischen Schnitzer gemacht. Die Kriege nämlich, welche mit dem Jahre 1792 begonnen, sind einfach hervorgehoben worden durch das monarchische Europa, welches sich gegen die Demokratie koaliert hatte. . . . Es ist endlich Zeit, daß die Völker erkennen lernen, daß der Krieg ein Verbrechen ist, daß Denjenigen, der dies Verbrechen begeht, die Nemesis ereilen muß und daß die Völker gegen ihn Front machen müssen. In diesem Sinne glaube ich ein besserer Patriot zu sein, als so Mancher von Ihnen. (Lachen rechts.) Wenn ein ungerechter Krieg von Deutschland vom Hauwe gebrochen würde, dann würde ich niemals sagen, daß es die Pflicht der Deutschen sei, das freie Frankreich zu überfallen und hier der Regierung Deeresfolge zu leisten. Mein Ausspruch auf dem Friedenskongreß guerre à la guerre (Krieg dem Krieg) — das möchte ich Denjenigen sagen, die mir Parteigenossen entgegenstellen suchen — hatte keinen chauvinistischen Hintergrund, sondern die Bedeutung, daß die durch das Sozialistengesetz ins Ausland Getriebenen so verbittert werden könnten, daß sie auch in einem gerechten Kriege ihrem Vaterlande, das sie von sich gehoben, den Sieg nicht wünschen. Das ist eine traurige Thatsache, für die aber die Urheber des Sozialistengesetzes und der Proskription verantwortlich sind. Von einem Mißtrauensvotum aus dem Schooße meiner Partei mag wohl der Polizei Etwas bekannt sein, aber mir nicht. Gewissen Herren, die im Trüben fischen und das Sozialistengesetz aufrecht erhalten wollen, wäre es ja außerordentlich lieb gewesen, wenn ich gesagt hätte, wir sind eine Partei von Landesverräthern. Unsere Zustände sind auf die Dauer glücklicherweise nicht haltbar und das Volk wird schließlich zur Besinnung kommen. Es ist wirklich Zeit, daß Sie (rechts) in sich gehen, wir werden nicht in uns gehen. (Heiterkeit rechts.) Sie leben in dem angenehmen Wahn, daß Sie die Todtengräber der Sozialdemokratie sein werden. Sie werden nicht die Todtengräber der Sozialdemokratie sein, aber die Geburtshelfer der sozialen Revolution.“ Nach Liebknecht sprachen noch Richter (freil.) und Hartmann (konf.). — Dann kam die Widerrechtlichkeit der Veröffentlichung der Anklageschrift im Gesselenprozesse durch die Abg. Munkel (freil.) und Windthorst zur Sprache. Der neue Justizminister debütierte sehr unglücklich, die Nationalliberalen schwiegen sich aus.

Mittwoch, den 6. Februar. Die Fortsetzung der dritten Etatsberatung im Reichstage schleppte sich so langsam hin, daß es zu der schon Tags zuvor angekündigten großen Währungsdebatte gar nicht kam. Es gelangten nur untergeordnete Punkte zur Sprache.

Donnerstag: Etat- und Währungsdebatte von fast gar keinem Interesse.

Politisches und Sozialpolitisches.

Was Deutschland dem Land-Militarismus zu opfern gezwungen wird, das wird dem englischen Volke durch Marine-Erfordernisse aufzutropfen, beiderseits aber dient es einem Zweck und führt zu einem Ziel. Im letzten Jahre betrug die Ausgaben der englischen Marine sammt den ungewöhnlich hohen Pensionen £ 15 308 000 (1 Mill. Pfund-Sterling = 20 Mill. Mark). An die Armee, die größtentheils doch zur Bemannung der Schiffe verwendet wird, wurden £ 18 500 000 verausgabt. Militär- und Marine-Auslagen figuriren mit den „Diversen“ im Ausgaben-Budget mit der Summe von £ 37 808 000. Dazu kommen noch £ 27 000 000 Zinsen von der National-Kriegsschuld, so daß sich die Gesamt-Auslagen für Rüstungszwecke ungefähr auf £ 65 000 000, d. h. 1300 Millionen Mark belaufen. Nachdem nach Ansicht der einflussreichen englischen Parlamentarier dies Alles noch zu wenig ist, sollen zur Verstärkung der Marine die Ausgaben im nächsten Jahr noch um die Kleinigkeit von £ 7 000 000, d. h. um 140 Mill. Mark vermehrt werden. Infolge dessen wird das englische Volk im Jahre 1889 den Pappenspiel von £ 72 000 000 = 1440 Millionen Mark aufzubringen haben, für den Luxus, eine königliche Marine und Armee zu haben, welche von Aristokraten kommandirt und ausgebeutet wird.

Mandatsablehnung. Das sächsische Landtagsmandat des Gen. Volkmar geht in diesem Jahre nach sechsjähriger Dauer zu Ende. Die Genossen des Chemnitzer Wahlkreises haben nun ihrem bisherigen Vertreter vor kurzem eine erneute Kandidatur angeboten, welche nach Lage der Verhältnisse zu seiner sicheren Wahl führen würde. Volkmar hat jedoch eine Wiederwahl in den sächsischen Landtag bestimmt abgelehnt. In einem längeren Schreiben dankt er seinen Wählern für ihr fortdauerndes Vertrauen. Er habe bisher eine Ehre darin gesetzt, auch unter so erschwerten Verhältnissen Vertreter der Chemnitzer und der sächsischen Arbeiter überhaupt zu sein und nach besten Kräften seine Schuldigkeit als solcher zu thun. Jetzt aber könne er nicht wieder annehmen, denn er wohne dauernd außerhalb Sachsens, dessen örtliche Angelegenheiten ihm dadurch zum großen Theile fremd blieben. Allerdings stünde dem Sozialdemokraten nichts fern, als kleinliche Kirchthurmsianthypen. Aber die örtlichen Besonderheiten spielten in den Landtagen doch immerhin eine genügend große Rolle, daß die Wahl eines dauernd im Lande wohnenden Genossen unzweifelhaft vorzuziehen sei, sobald ein geeigneter solcher vorhanden. Vor sechs Jahren sei dies nicht der Fall gewesen, und darum habe er die Annahme des Mandates als eine Pflicht betrachtet; auch sei er damals den sächsischen Verhältnissen noch nahe genug gestanden. Jetzt sei die Zahl der für ein sächsisches Landtagsmandat geeigneten Parteigenossen gewachsen, vor allem aber sei Wilhelm Liebknecht frei, durch welchen Chemnitz ausgezeichnet vertreten sein würde. Unter solchen Umständen falle für ihn die Nothwendigkeit der Wiederannahme hinweg; es sei aber seit langem sein Entschluß gewesen, im Angesichte des Eintrittes jenes Umstandes eine Wiederwahl zum sächsischen Landtage unter keinen Umständen mehr anzunehmen. — Bekanntlich war Gen. Volkmar bereits vor 2 Jahren von der Münchener Sozialdemokratie als Kandidat zum bayerischen Landtage aufgestellt worden und unterlag nur mit einer Stimme den vereinigten Ultramontanen und Liberalen. Voraussichtlich wird bei den nächsten Landtagswahlen auch dies ähnelnde Mittel den Sieg der Sozial-

demokratie und ihren Einzug in die Vertretung des zweitgrößten Bundesstaates nicht aufzuhalten vermögen.

Zwanzig Pfennige für das Nähen von einem Paare englischer Lederhosen erhielten zwei bedauernswerte Frauen, welche in ihrer Noth zwanzig Stück der ihnen anvertrauten Kleidungsstücke verfertigt hatten und darum am Mittwoch voriger Woche vor dem Berliner Schöffengericht standen. Wer hat denn hier eigentlich am meisten unterschlagen: Der Kapitalist, welcher den armen Frauen vom Ertrag ihrer Arbeit 20 Pf. zurückgab, alles andere aber dauernd für sich behält — oder die Frauen, welche die Sachen auf einige Tage versehen wollten?

Nieder mit den Dieben! Dieses Losungswort hat nach dem Stöcker'schen „Volk“ — zu dessen nicht geringer Freude — den Boulangeriten den großen Wahlerfolg verschafft. Unter den Dieben meint das „Volk“ das „Bankjudenthum“, welches den Staat als sein Eigentum betrachtet und plündert“ und darum habe die Entscheidung vom 21. Januar keine geringe „sittliche Bedeutung“. Welche „sittliche Bedeutung“ würde danach erst ein Wahlsfeldzug haben, der das „Nieder mit den Dieben!“ auch auf die christlichen Ausbeuter, nicht nur der Banken, sondern auch der Industrie und Landwirtschaft ausdehnt!

† **Ossip Zetkin**, ein braver Vorkämpfer der Sozialdemokratie, ist in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar in Paris gestorben. In Rußland geboren, als Kind wohlhabender Eltern, opferte er alles seinen Ideen: Heimath, Familie, Vermögen. Zu Anfang der 80er Jahre studirte er in Leipzig, und als dort 1881 der Belagerungszustand verkündet war, gehörte er zu den ersten Ausgewiesenen. Mit seiner Familie — er hatte eine hochberzige Leipzigerin von gleicher Gesinnung und gleicher Begabung geheirathet — mußte er sich ein anderes Asyl suchen. Dem andage-wiesenen Ruffen bot sich in Deutschland keine Zuflucht. Von Ort zu Ort gehend ging er nach Frankreich und fand in Paris eine Freistätte und das Kleid des Exil. Durch Stundengeben und literarische Arbeiten, bei denen seine tapfere Frau ihm eine treffliche Helferin war, hielt er mit Mühe den Hunger von dem Thore ab. Aber sein schwächlicher Körper war dem schweren Kampf um das Dasein nicht gewachsen. Ein unheilbares Rückenmarkleiden warf ihn aufs Lager und nach langen, äußerst schmerzlichen Leiden, die durch die sorgsamste Pflege der treuen Gattin nur wenig gemildert werden konnten, kam der Tod endlich als Erlöser. Ein Opfer des unerbittlichen Parteikampfes der Gegenwart und insbesondere auch ein Opfer des deutschen Sozialistengesetzes hat der Russe Ossip Zetkin sich ein volles Anrecht auf die Dankbarkeit aller deutschen Arbeiter und Gesinnungsgenossen erworben. Wir selber aber verlieren in ihm einen werthen Freund aus unserer Leipziger Studienzzeit und einen treuen Mitarbeiter unseres Blattes, dessen Andenken wir immer in Ehren halten werden.

Italien. Die „Irredenta“ („Irredenten“ oder „Irredentisten“) hat ihren Namen davon, daß ihre Anhänger die noch „unerlösten“ (irredente), jetzt österreichischen Provinzen Triest und Trent mit Italien vereinigt haben wollen. Der Begriff ist im Deutschen durch ein einziges Wort nicht wiederzugeben.

S. W. 11. Das sozialdemokratische Blatt, aus welchem Frh. v. Schorlemer-Nist beim Etat der Domänen im preussischen Abgeordnetenhause ein längeres Plakat verlas, war allerdings die „Berl. Volkstribüne.“ Sie finden den Artikel in Nr. 2. unseres ersten Jahrganges.

Vereinigung der deutschen Maler, Radierer, Anstreicher und verw. Berufsgenossen.

(Zentrale Berlin.)
Dienstag, den 12. Februar, Abends 8 Uhr,
Versammlung
bei Wendt, Dresdenerstr. 116.

- Tagordnung:
1. Neuwahl der Arbeitsvermittlungs-Kommission und eines Bibliothekars.
2. Vortrag: Die Arbeit, wie sie ist, und wie sie sein soll.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.

Der Vorstand.

Außerordentliche Mitglieder-Versammlung

der
Central-Kranken- und Begräbnis-Kasse der Sattler und Berufs-genossen Deutschlands
„Hoffnung“ (C. S. 64.)

Sonntag, den 10. Februar, Vormittags 10 1/2 Uhr,
in Gradow's Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79.

- Tagordnung:
1. Stellung etwaiger Anträge zur diesjährigen Generalversammlung.
2. Aufstellung der Kandidatenliste zur Abgeordnetenwahl.
3. Verschiedenes.
Mitgliedsbuch legitimirt ohne Ausnahme.
Um zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Zur Beachtung!

Wir haben uns genüthigt, eine eigene
Schuhmacher-Werkstatt
zu errichten und bitten unsere Freunde und Genossen, bei Bedarf uns zu unterstützen. Bestellungen für Herren und Damen, sowie Reparaturen gut und billig. Auf Wunsch werden die Bestellungen abgeholt.

M. Baginski u. M. Baginski,
Ruppinerstr. 2, 2 Treppen.

Der Arbeitsnachweis des Fachvereins für Schlosser und Berufsgenossen

befindet sich
für den Norden Anklamerstr. 49, b. Nürnberg
für den Süden Dresdenerstr. 116, b. Wendt.
Kontrolle Abends 8-10 Uhr, Sonntags von 9-11 Uhr Vormittags.

Am Sonnabend, den 16. Februar, Abends 8 Uhr, feiert der Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen

sein **9. Stiftungsfest**, verbunden mit
Wiener Maskenball

in den Räumen des **Schweizergartens** (Königsthor).
Billets à 50 Pf. sind bei den Vorstandsmitgliedern zu haben. Freunde und Gönner des Vereins werden dazu eingeladen.

Oeffentliche Tischler-Versammlung

Dienstag, den 12. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,
in **Heidrich's Saal**, Beuthstraße 20.

- Tagordnung:
1. Abrechnung der freiwilligen Beiträge zur Beschickung des Tischler-Kongresses.
2. Die Stellung der Tischler zu den Kongreßbeschlüssen. Referent: Herr Wiedemann.
Plicht eines jeden Tischlers ist es, zu erscheinen.

Der Einberufer.

Zentralkranken- und Sterbekasse der Tischler

und anderer gewerblicher Arbeiter (C. S. Nr. 3 zu Hamburg). Vert. Verwaltung Berlin C.
Der diesjährige

Wiener Maskenball

findet am **Sonnabend, den 16. Februar**, Abends 8 Uhr, in den gesammten Prochträumen des
Kroll'schen Etablissements
am **Königsplatz** statt. Der Reinertrag ist für die Invaliden der Kasse bestimmt.
Einlaß-Karten à 60 Pfg. sind nur vorher bei sämtlichen Ortsverwaltungsmitgliedern Berlins sowie bei folgenden Komiteemitgliedern zu haben: **Gustav Ertel**, Bergmannstraße 14, Hof 4 Tr.; **Karl Ohm**, Kulmb. 33, Hof pt.; **Herm. Thentich**, Wasserthorstr. 49, Hof 2 Tr., bei Hertel.

Zu zahlreichem Besuch (auch Mitglieder anderer Verwaltungen) ladet freundlichst ein, da für einen vernünftigen Abend bestens Sorge getragen worden ist.

Das Vergnügungs-Komitee.

Oeffentliche Versammlung der Vorstandsmitglieder freier Hilfskassen

am **Mittwoch, den 13. d. M.**, Abends 8 Uhr,
im **Lokale Grünstr. 28.**

- Tagordnung:
1. Welche Vortheile bietet eine Vereinigung freier Hilfskassen.
2. Verschiedenes.
Ein zahlreiches Erscheinen sämtlicher Vorstände ist notwendig.

J. Seigt, Fehrbellinerstr. 33.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Dienstag, den 12. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,
in **Gradow's Bierhallen**, Kommandantenstraße 77-79.

Mitglieder-Versammlung.

- Tagordnung:
1. Gewerkschaftliches, speziell über Wagenbau.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Unterstützungsverein der Maurer Berlins.

Mitglieder-Versammlung

am **Montag, den 11. Februar**, Abends 8 Uhr,
Jaschstr. 10.

- Tagordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über „Zufriedenheit und Wohlglück“.
2. Diskussion.
3. Unterstützungs- und Vereinsangelegenheiten.
Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt.

Im Interesse des so lehrreichen Vortrages mühten sämtliche Mitglieder am Plage sein.

Der Vorstand.

NB. Die zuerst einberufene Versammlung, in welcher Herr Kunert über „Bürgerliche und Arbeiterpresse“ sprechen wollte, wurde nicht genehmigt.

General-Versammlung

der Freien Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins

Sonntag, den 10. d. M., Vormittags 10 Uhr,
Köpnickerstr. 100, bei Mundt.

- Tagordnung:
1. Berathung eines Agitations-Reglements.
2. Bericht der Revisoren.
3. Vorlagen des Vorstandes und Verschiedenes.
Mitglieder werden aufgenommen.
Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Der Vorstand.

Fachverein der Tapezierer Berlins.

Montag, den 11. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,
in **Feuerstein's Salon**, Alte Jakobstraße 75,

Mitglieder-Versammlung.

- Tagordnung:
1. Vortrag und Diskussion über „Internationale Arbeiterschutts-Gesetzgebung“. Ref.: Herr Auerbach.
2. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten.
Aufnahme neuer Mitglieder.
Gäste haben Zutritt.

Um recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Für Johannisthal u. Umgegend

besorgt die „**Berliner Volks-Tribüne**“ im Auftrage der Expedition frei in's Haus

Gustav Bacher,
Johannisthal.

[Nachdruck verboten.]

Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.
Nach dem Englischen.
(Fortsetzung.)

VII.

Weihnachten stand vor der Thür. Nur noch wenige Tage trennten vom heiligen Abend, und Froggy hatte auf seinen Irrfahrten durch die Stadt reichlich Gelegenheit, die prächtigen Auslagen zu bewundern. Hier führten sie die Kaufleute in Versuchung durch eine bunte Menge der mannichfaltigsten Spielsachen, da durch in allen Farben schillernde Bilderbücher, in jenem Laden lockten warme Kleider, in diesem Berge von Nahrungsmitteln und Leckerreien. In allen Straßen begegnete der Knabe Müttern, mit großen und kleinen Packeten beladen, und Kindern mit vergnügten Gesichtern.

Froggy dachte mit einem tiefen Seufzer, daß es doch recht schön sein müsse, reich zu sein. Sein ganzes Vermögen bestand noch aus einer einzigen Mark, und es war so bitterlich kalt, daß nicht daran zu denken war, einen reinen Fußweg über die Straße zu lehren. Auf einen anderen Verdienst konnte er aber nicht rechnen. Die Vorsicht gebot also, mit der Mark sparsam umzugehen, um so mehr, da Froggy bereits einen Theil davon für Hauszins schuldig war. Und doch hätte er Benny so gern ein frohliches Weihnachten bereitet, er hätte ihn so gern mit einem ganz, ganz kleinen Pudding überrascht. Wenn er nur wenigstens für das Fest die Mansarde heizen und dem Kleinen satt zu essen geben konnte, so hätte er sich auch allenfalls zufrieden gegeben. Aber woher das Geld für solchen Luxus nehmen?

Froggy überlegte hin und her, um eine Einnahmequelle zu entdecken und fand schließlich nichts Besseres, als nach dem Buckingham Palast zu wandern und nachzufragen, ob die Königin seinen Brief erhalten, und warum sie nicht antwortete. Aber die Schildwachen ließen ihn nicht passieren und machten sich über ihn lustig, als sie den Zweck seines Kommens erfuhren. Froggy hörte, daß die Königin überhaupt nicht in London, sondern in Windsor sei. So wanderte er traurig nach Shorehitch zurück.

Unterwegs sah er zufällig, wie Mac verhaftet und von Polizisten weggeführt wurde. „Lohnte sie schleppte er sich heimwärts, als er zum Glück einen Droschke begegnete, die nach East-End holperte, und an die er sich, ohne nach Rutscher bemerkt zu werden, anhing . . .“

Benny erwartete seinen Bruder heut nicht wie gewöhnlich auf der Stiege. Er hatte auch kein Licht angezündet, um wie sonst der Wohnung einen freundlicheren Anstrich zu geben. Eine sonderbare, beängstigende Stille schien in der Mansarde zu herrschen.

„Benny! . . . Benny!“ rief Froggy überrascht.

„Alles blieb stumm.“

Froggy tastete sich die Stiege empor, er dachte, daß ihm Benny vielleicht einen lustigen Streich spielen würde und sich versteckt habe.

„Benny! Benny!“ rief er abermals, „komm aus Deinem Versteck hervor! Wo bist Du?“

„Noch immer keine Antwort.“

„Aha, Du steckst gewiß hinter der Thür!“, sagte Froggy, unruhig werdend, während er zu lachen versuchte und behutsam die Thür aufstieß. Eine unerklärliche Angst krampfte ihm plötzlich das Herz zusammen, und er blieb einen Moment abwartend auf der Schwelle stehen. Anfangs hörte er nur seine eigenen Athemzüge, aber endlich vernahm er gegen das Lager hin einen schwachen Seufzer und eine leichte Bewegung.

„Sprich, Benny, wo bist Du?“ . . . schrie er angstvoll auf. „Wo bist Du?“

„Hier bin ich“, versetzte ein kaum hörbares Stimmchen.

Eine große schwarze Wolke, die bisher den Mond verhüllt hatte, war unterdeß weiter gezogen, und ein durch das Fenster fallender Silberstrahl erhellte die Mansarde und beleuchtete ein kleines, trauriges Lumpenhäufchen, das zwischen Fenster und Strohsack auf dem Boden lag. Es war Benny. Mit einem Sprung stand Froggy neben ihm.

„Benny, mein Benny, was fehlt Dir?“ rief er entsetzt. „Du bist krank.“

„Nicht sehr“, sagte Benny und versuchte aufzustehen. Das Mondlicht schien hell auf das bleiche, verzogene Gesichtchen, mit den tiefliegenden Augen und farblosen Lippen.

„Benny, was fehlt Dir? Was thut Dir weh?“ frug Froggy mit dem Ausdruck der entsetzlichen Angst, während er den armen Kleinen aufhob und in seine Arme schloß.

„Ich glaube, daß es mir wie einem Droschkengaul geht“, sagte Benny und heftete einen erlöschenden Blick auf den Bruder. „Du weißt . . . wenn sie nicht mehr gehen können . . . Mir schwindelt, Froggy . . . Alles dreht sich um mich . . .“

Seine zitternden, im Fieberfrost aneinander schlagenden Beine versagten ihm abermals den Dienst, er brach auf dem Fußboden zusammen.

„Was soll ich thun! was soll ich thun?“, rief Froggy mit gerungenen Händen aus, von jener Verzweiflung erfaßt, die den Stärksten überkommt, wenn er sich dem Tode gegenüber schwach und wehrlos fühlt.

Aber seine Verzweiflung wich schnell seiner Thakraft. Er zündete Licht an, trug Benny auf das gemeinschaftliche Lager und entkleidete ihn, wie an dem verhängnisvollen Dezemberabend, wo die Mutter erkrankte, und er den Kleinen zu Bett bringen mußte. Damals war Benny klein und schlief auf dem Theater, heute zählte er sechs Jahre und schlief auf dem Strohsack, aber es schien Froggy, daß sein Bruder ebenso schwach war und seiner Hilfe bedürfte, wie damals. Unbeweglich lag er auf Froggy's Schooß, er weinte nicht, aber dann und wann drang dumpfes Stöhnen aus seiner Brust.

„Beine nicht, mein Liebling“, sagte der ältere Bruder leise, während er den Kleinen hastig entkleidete. „Ich weiß schon, was Dir fehlt! Ich mach' Dich ganz geschwind gesund. Ich kenne eine Medizin, die ich gleich holen werde, mein Benny. Die wird Dich so gut auswärmen und gesund machen! Die Mutter gab sie uns immer, wenn Vater oder ich krank waren . . .“

„Ja . . . So . . .“

Als Benny entkleidet war, legte ihn Froggy auf den Strohsack und deckte ihn sorgfältig mit den dünnen Decken zu, die sich in der Mansarde vorfinden.

„Nun lauf ich in die Apotheke“, sagte er leise, sich zärtlich über Benny neigend. „Ich bin nicht zwei Minuten fort. Sieh Acht, ich bin zurück, ehe Du Dich nur umdrehen kannst.“

Damit küßte er den Kleinen auf die Stirn, als ob er ihn auch für diese zwei Minuten ungern verlasse, nahm seinen Schilling und lief nach einer Apotheke. Unterwegs rannen unaufhörlich Thränen über seine Wangen und er wiederholte vor sich hin: „Oh mein kleiner Benny, mein kleiner Benny!“

Zum Glück brauchte er nicht weit zu laufen, um die rothen und grünen Glaspolale einer Apotheke zu finden. Er trat in den Laden und frug, ob er „Keating's Elixir“ haben könne.

„Keating's Elixir?“ wiederholte der Apotheker. „Gewiß. Hier hast Du. Kostet sieben und einen halben Pence.“ Damit reichte er Froggy über den Ladentisch eine hohe, enge, versiegelte Flasche mit bunter Etikette.

Hastig griff dieser zu, fest davon überzeugt, daß die Flasche Benny's Heil einschleife. Er bezahlte und stürmte der Wohnung zu, unterwegs noch Hafermehl und ein Bündel Holz einkaufend. Gern hätte er beim Gemüsehändler, in dessen Laden Kohl, Erdäpfel, Früchte und andere einladende Dinge aufgetürmt waren, eine Lederei für Benny eingekauft, aber der Rest seiner Baarschaft reichte nur knapp für das Nöthigste aus.

Zu Hause fand er Benny genau in derselben Lage, in der er ihn verlassen, er hatte sich nicht gerührt, aber seine Zähne schlugen aneinander und sein Gesicht ward immer bleicher. Er sprach nicht, sondern schaute Froggy nur mit großen Augen traurig wie ein todtwundes Thier an.

„Jetzt wird Dir gleich warm werden“, sagte Froggy eifrig. „Ich habe eine gute Medizin geholt, und Du sollst sie gleich einnehmen.“

Er machte sich daran, Feuer anzuzünden, was keine leichte Arbeit war, denn ein eisiger Windstoß fuhr den Schornstein herunter und blies die Flamme immer wieder aus. Als endlich ein schönes, hellbrennendes Feuer im Kamin emporloderte, zog Froggy eilig seine Jacke aus, hielt sie abwechselnd mit jeder Seite an's Feuer, als wollte er sie braten, und als sie endlich ganz heiß war, wickelte er Benny hinein.

„Thut Dir das nicht gut, Benny?“ frug er, während er den Kleinen von allen Seiten gut zudeckte. „Sprich noch nicht, Benny, aber Du mußt zugeben, daß Dir ein Bißchen wärmer geworden. Wenn die Jacke kalt ist, wärme ich sie wieder.“

Er trat vom Bett zurück, um die Medizin vorzubereiten, die seine Mutter stets in warmem Wasser eingegeben hatte, und Froggy mußte es doch wie sie machen. Nicht lange, und eine schwache Stimme klang vom Lager her.

„Mir ist's schon wärmer, Froggy“, sagte sie.

„Ach, wie mich das freut“, sagte der große Bruder. „Sobald Du eingenommen hast, wärme ich Dir die Jacke wieder . . . Aber da schau! . . . Deine Medizin ist fertig. Schau nur, wie sie gut und warm ist. Es wird Dir gleich darnach besser werden.“

„Sie ist gut gegen meine Krankheit, gelt?“ frug Benny, so tief unter die Jacke verkrochen, daß man nur einen Haarbüschel und eine kleine Stumpfnase sah.

„Das will ich meinen!“ erwiderte Froggy ganz begeistert. „Sie ist gegen alle Krankheiten gut. Die Mutter sagte, daß sie Alles heilt, Schnupfen, Husten, Zahnschmerz, Kopfschmerz, Reußen, Ohrenzwang, Gicht, alle Krankheiten.“

Benny versuchte vergeblich, sich aufzusetzen. Froggy mußte ihn stützen und die Tasse zu seinen Lippen führen. Als der arme Kleine die schwärzliche, widerlich riechende Flüssigkeit sah, überließ ihn ein Schauder, und er warf sich zurück.

„Versuch' nur, Benny“, sagte Froggy ermutigend.

„Ich sage Dir, daß das Elixir nicht so schlecht ist . . . nicht halb so schlecht wie Rizinusöl oder Brechpulver.“

„Es schmeckt schlechter“, erklärte der Kleine mit einer Jammermiene, während er zu trinken versuchte, aber wieder zurückschauderte.

„Es wird kalt“, rief Froggy ängstlich und rührte das Gebräu energisch um. „Sei artig, Benny. Nimm ein, mein Herzchen.“

Auf Benny's Bitten hin, ließ er sich herbei, selbst einige Tropfen der Medizin zu nehmen, er versuchte dieselbe seinem Brüderchen auf Kommando trinken zu lassen. Alles umsonst. Benny's Abscheu schien unbeeinträchtigt.

Froggy war der Verzweiflung nahe. Die Last seiner Verantwortlichkeit drückte ihn schwer. Was sollte er thun, wenn Benny bei seiner Weigerung verharrte? Er versuchte durch Strenge durchzusetzen, was er mit Zureden nicht erreicht hatte. Aber Benny antwortete auf Schelte und Vorwürfe nur durch einen traurigen Blick, sein Gesicht darauf im Kopflissen verbergend.

„Deine kleine Maus hätte die Medizin gewiß genommen, wenn Du sie ihr gegeben hättest“, ließ sich Froggy einfallen zu sagen.

Das Argument verfehlte seine Wirkung nicht, Benny richtete sich auf, ergriff die Tasse mit beiden Händen und leerte sie mit einem Zug.

„Nicht wahr, sie ist nicht so schlecht, wie Du dachtest?“ frug Froggy befriedigt.

„Oh, noch viel schlechter“, versetzte der Kleine, während er noch von Ekel geschüttelt wurde.

„Ich will Dir nun Mehlbrei kochen, damit er Dir den Geschmack hinunterspült“, sagte der ältere Knabe.

„Ich kann nicht essen“, erklärte Benny.

Während Froggy die Jacke an's Feuer hielt, hörte er, wie der Kranke über große Hitze klagte, er sah, wie er die Arme aus dem Bett streckte und die Decken abwarf. Froggy führte die Veränderung auf die wohlthätige Wirkung des „Elixir's“ zurück, als er jedoch Benny in der Nähe betrachtete, erschrak er über die Wandlung. Der Kleine hatte ein sonderbares Aussehen, seine Hände brannten, er jammerte über Kopfweh und starke Hitze, er frug, ob sein Kopf nicht groß und schwer geworden wäre. Auf Froggy's Geheiß versuchte er zu schlafen, öffnete aber bald die Augen wieder und warf seinem Bruder einen Blick zu, der zu sagen schien: „Oh, Froggy, was ist nur heut mit mir?“

„Du bist krank, mein Liebling“, sagte Froggy zärtlich. „Der Schlaf wird Dir gut thun. Schlaf, schlaf!“

Die brüderliche Stimme schien das Kind zu beruhigen, es schlief allmählich ein.

Froggy kochte sich nun einen Napf Haferbrei, aber nur einen kleinen, damit Benny morgen noch genug hatte, und nachdem er gegessen hatte, kleidete er sich geräuschlos aus und legte sich neben dem Bruder nieder.

Das weite London barg wohl kaum zwei andere kleine Gestalten, deren Anblick so tief traurig wie derjenige der Kinder war, die zum letzten Mal nebeneinander ruhen. (Schluß folgt.)

Henrik Ibsen: „Die Frau vom Meere.“*)

Von Stefan Licht.

Ein neues Drama von Heinrich Ibsen ist für das literarische Deutschland ein Ereigniß von der größten Bedeutung und Tragweite.

Muß doch der große nordische Dichter dem deutschen Volke das ersehen, was seine eigene Literatur entweder gar nicht oder doch nur in der matteften Weise zu leisten vermag: die realistische Dramatisierung modernere gesellschaftlicher Probleme. An vollkommen realistisch oder naturalistisch ausgefaßten Charakteren, deren psychologische und pathologische Entwicklung sich klar und deutlich vollzieht, wird von Heinrich Ibsen in ebenso knapper und treffender, als geistvoller und natürlicher Sprache die Erschaffung bedeutsamer gesellschaftlicher Gegensätze durchgeführt. Sind es auch nur die Menschen kleiner nordischer Städte, deren nationale Eigenart uns etwas fremd anmüthet und das Verständniß der Dramen erschwert, welche der Dichter in den Versuchstiegel seiner vollendeten dramatischen Technik wirft, so tritt doch das allgemeine Menschliche in so lebendiger Erscheinung in diesen Personen in die handelnde Welt, daß die höchste dichterische Wirkung an dem Leser und Hörer sich vollzieht.

Gehört werden Ibsen's Dramen, welche der bürgerliche Kleinmuth wie das Feuer fürchtet, in Deutschland noch an wenigen Orten. Doch auch hier bricht die Anerkennung sich Bahn, und es ist bezeichnend, daß Ibsen's neuestes Drama, „Die Frau vom Meere“, von den „Hofbühnen“ in Berlin und Wien zur Aufführung angenommen sein soll. Die Rücksichtnahme darauf, daß die durch und durch moderne, rein materialistische Weltanschauung Ibsen's, welche die früheren Dramen kennzeichnet, daß die schneidende Schärfe seines Dialoges, daß die menschen- und weltverachtende Gesinnung, daß der geradezu revolutionäre Gegensatz des Dichters zu allem, was die gesellschaftliche

*) Aus den „Deutschen Blättern.“ Monatshefte. Herausgegeben von Hans R. Krauß. J. G. C. 1889.

Uebereinkunft fordert, daß der vernichtende Hohn und der Haß gegen alles Gemeine das „gute bürgerliche“ Publikum beleidigen und verletzen würden, war Ursache, daß man an Ibsen's Schöpfungen mit schüchternem Blicke vorüberging, und die moderne Gesellschaft sich lieber von einem französischen Charlatan wie Dinet, oder von einem saft- und kraftlosen sogenannten „deutschen Dramatiker“ vorlügen ließ.

Die Furcht vor der Wahrheit wäre noch zu überwinden gewesen, wenn nicht Henrik Ibsen's Dramen in so trefflicher Folgerichtigkeit die Hörer selbst vor den Abgrund des modernen Lebens stellten, in den kein Pfad der Hoffnung und Erhebung zu leiten vermag. Der Schauer vor dem Schrecklichen in der Brust des gewöhnlichsten Menschen, das Aufwühlen aller Gefühle und Stimmungen, die Furcht vor sich selbst sind die Saat eines Ibsen'schen Dramas. Und wer aus der guten Gesellschaft will gerne vor dem Spiegel stehen, der ihn selbst in seiner Nacktheit, die Seele mit ihren Falten und Runzeln, das Gewissen mit seinen Verstecken und Abgründen offenbart?!

Ein Drama von Ibsen führt auch den blafftesten Gelangweilten zur Selbstbetrachtung und erzeugt seelische Vorgänge, die wohl Manchem peinlich und erschreckend sein müssen. Die Schuld, welche Ibsen's dramatische Charaktere drückt, ist nicht mehr die eigene Schuld, sondern die der Gesellschaft, die mit uns lebt; die Schuld unserer Väter wirkt in uns und übt ihr unheimliches Werk. Unheimlich und sogar grauenvoll wird Ibsen in dem großartigen Familiendrama „Die Gespenster“, unheimlich ist seine höchst bedeutende „Wildente“, und auch in „Nora“ spielen die unheimlichen Seiten der menschlichen Natur ihre bedeutende Rolle.

Wenn aber der Dichter ein Werk schafft, das bei aller Vereinigung seiner dichterischen Besonderheiten in alter Kraft und Fülle, bei dem Beibehalten seiner Stellung gegenüber der Gesellschaft und dem, was sie Moral nennt, bei aller Neigung, das Unheimliche im Menschen zum Ausgangspunkt der Entwicklung und Verwicklung zu nehmen, doch in milderer Form den Widerstreit des Individuums gegen die gesellschaftlichen Moralbegriffe durchführt, die schärferen Töne dämpft, dieselben abtönt, das Problem nicht nur aufwirft, sondern in befriedigender Weise löst, und dabei spannend durch die psychologische Behandlung, ergreifend durch die inneren und äußeren Vorgänge zu wirken vermag, so ist es begreiflich, daß Hofbühnen sogar das Werk in das Bereich ihrer Darstellung zu ziehen trachten.

In der „Frau vom Meere“ ist Ibsen derselbe, der er war, und doch zieht eine eigenthümliche Stimmung der Versöhnung, der Ruhe, der Lösung des gesellschaftlichen und individuellen Widerstreites durch das geistvolle, tief angelegte, nachdenkliche und doch so lebhaft bewegte Werk. Die dramatische Spannung hält bis zum letzten Worte an, das die Lösung des seelischen Problems formuliert, die Charaktere entwickeln sich stetig und klar vor unseren Blicken, die Steigerung der Handlung ist eine ununterbrochene und dabei durchsichtiger als in anderen Werken durchgeführt.

Wir stehen nicht an, die „Frau vom Meere“ Ibsen's reifste Schöpfung zu nennen.

Die Heldin „Ellida“, mit der reizvollen „Nora“ seelen- und geistesverwandt, ist eine Schöpfung ernster und wahrer Poesie. Die Tochter eines Leuchtturmwärters, von erster Jugend mit dem Meere vertraut, fesselt sie eine tiefe, innere Neigung, voll unheimlicher schauervoller Sehnsucht, an das große offene Meer, mit seiner Fluth und Ebbe, die in ihrer Seele gewissermaßen dieselben Erscheinungen wachrufen. Sie ist eine Tochter des Meeresvolkes, die das eigene Leben des Meeres mitlebt. „Es ist Wellenschlag und auch Ebbe und Fluth in ihren Gedanken, wie in ihrem Empfinden. Und dann lassen sie sich niemals verpflanzen.“ So spricht der Dichter durch den Arzt Wangel, der Ellida von ihrem Leuchtturme in ein Fjordstädtchen, das dem offenen Meere ferne, von Bergen und Klippen umgeben, liegt, in all das kleine Treiben einer nordischen Sommerfrische mit viel Weltgelärme und wenig innerem Leben „verpflanzte“.

Ellida, die mit dem Meere so innig zusammenhängt, die sogar ihre eigene Mythe gebildet, daß die Menschen vollkommen wären, wenn sie auf dem Meere zu leben sich gewöhnt hätten, und daß sie als eine geheime Neue und Trauer die Ahnung hiervon in sich tragen, und all ihren Schwermuth im tiefsten Seelenborn wurzeln haben, Ellida, tief wie das Meer, gedankenvoll und nachdenklich, schwermüthig und abnungreich, sensitiv bis zur Ueberreizung, hereditär (erblich) mit einer leichten Erregbarkeit ihres Nervensystems belastet — die Mutter endete in Wahnsinn — Ellida lernte vor zehn Jahren den Steuermann eines großen Schiffes kennen, der mit übermächtiger Willenskraft sie an sich fesselte, gleichsam hypnotisirte. Der Steuermann, ein Finne, ein Mann, so grauenvoll wie das Meer, das anzieht und abstößt, nahm Abschied von ihr, als er eines Nordes wegen fliehen mußte, und traute sich symbolisch mit ihr und dem Meere, indem er ihre Ringe löste und auf einen Schlüsselbund gab, den er mit Macht in die Meerestiefe warf.

In wiederholten Briefen schrieb er ihr dann, daß er wiederkommen werde, um sie zu holen. Dann verging eine lange Zeit, während der er nichts von sich hören ließ. Sie folgte, nachdem sie früher, als noch die Erinnerung an den grauenvollen Verlobten ihre volle Macht übte, eine Bewerbung des Lehrers Arnholm abgelehnt, dem Antrage des Arztes Wangel, der Wittwer geworden, ihr Versorgung anbot. Sie sprach ihn wohl von einer Liebe, die sie gebunden habe, öffnete ihm aber nicht ihr ganzes

Herz. Er begehrte nicht ihr Vertrauen. So verging die Zeit der ersten Jahre, als in der Zeit ihrer Schwangerschaft die Erinnerung an den grauenvollen Menschen plötzlich wiederkehrte und in die bisher so ruhige Ehe ihre düsteren Schatten warf. Das Kind, das die Schauer ihres Gemüthes nur erneuerte — es hatte die Augen des Mannes, die ihre Farbe mit der See wechselten — starb nach einem halben Jahre und sie lebte seither neben ihrem Manne, nicht mehr mit ihm. Er hatte das geliebte Wesen, dessen sensitive Natur ihm viele Besorgniß einflößte, aller Theilnahme an seinem Hauswesen ferngehalten; sie theilte nicht seine Sorgen, seine Neigungen. Auf den Händen getragen wußte sie nichts von seiner Seelenlage, von seinem Kummer, die Kinder hielten sich ihr fern, die Erinnerung an die erste Mutter lag trennend wie ein Gebirge zwischen ihnen. Ellida liebte ihren Gatten, dessen edles gutes und großes Herz sie achtete. Selbst aber beschwert mit dem drückenden Gram, von Grimwech nach dem Meere durchweht, vertraut sie ihm nicht ihr ganzes Herz und wird sie nicht Theilhaberin an ihm und seinem Leben. Sie ahnt auch nicht, daß Wangel's jüngere Tochter Gilda, ein kluges, schnippisches aber gut angelegtes Mädchen im Nachschalter im ganzen Herzen nach ihr sich sehnt und nur trotzig gegen sie ist, weil sie diese nicht offen und vertrauensvoll entgegenkommen sieht, sie fühlt sich fremd in der Familie, im Haus und ihrem Bohnort. Die Leute nennen sie „die Frau vom Meere“, und Ballenstedt, ein verbummelter Dekorationsmaler, Waldhornbläser, Sänger, Fremdenführer und Kafeur will sie malen, als Meerfrau, die sich vom Meere auf das Land verirrt hat und in dem saden, faulen Wasser zu Grunde geht. Sie will sich nicht „akklimatisiren“, wie Ballenstedt sagt.

In diese von Ahnungen und Befürchtungen erfüllte, gewittertschwere Atmosphäre führt das Drama.

Ellida in ihrem Innersten geängstigt und erregt, die in nervöser Ueberreiztheit das Bild des Steuermannes stets vor Augen hat, der sie mit seinen Meeresaugen immer still und ernst betrachtet, von tiefer Furcht und Ahnung gepeinigt, bedürftig nach Vertrauensvoller Aussprache und doch nicht wagend, ihrem Manne, den sie ihrem Wesen ganz fern meint, sich anzuvertrauen, öffnet ihr ganzes Herz Arnholm, dessen Nähe ihr die Erinnerungen an einst wieder mächtiger erneuerte, und unsägliche Angst vor sich selbst, die Furcht vor dem Wahnsinn treibt sie dazu, von dem geheimnißvollen Bunde zu erzählen.

Hier unterbricht sie das Eintreten eines jungen schwindstüchtigen Bildhauers, eines armen Teufels, der von seiner Absicht erzählt, eine Gruppe zu gestalten, welche eine treubruchige Seemannsrau darstellt, zu welcher der todte Gatte, der in einem Schiffbruche umgekommen, mit triefenden Gewand und Haaren tritt, um von ihr Rechenschaft zu fordern. Ein Erlebnis gab ihm diese Idee ein. Er war auf einem norwegischen Schiffe mit einem amerikanischen Bootsmann zusammen, der einst in alten norwegischen Zeitungen lesend die Nachricht von einer Verheirathung entnahm und ausrief: „Mein ist sie und mein soll sie bleiben. Und mir soll sie folgen und wenn ich heimkommen soll und sie holen als ein ertrunkener Mann von der schwarzen See.“ Kurz darauf scheiterte das Schiff, und von dem Bootsmann hörte man nichts mehr.

Die Erzählung ergreift Ellida aufs Tiefste und weckt in ihr die Wahndee, daß ihr geheimnißvoller Meeremann der vermuthlich Ertrunkene sei und sie holen werde.

Im zweiten Akte, der am offenen Fjorde spielt, ist es Wangel, der mit Ellida über ihr zukünftiges Verhältnis sprechen will. Er trifft in klaren Worten ihre Lage, daß etwas Unsittliches in ihrem Verhältnisse sei, hält aber für die Ursache, daß Ellida nicht die zweite Frau eines Mannes sein könne und daß das Heimwech nach dem Meere sie die Umgebungen nicht ertragen lasse. Er schlägt ihr vor, ans Meer zu ziehen mit ihm. Hier würde er sie wiedergewinnen.

Ellida ruft verzweifelt: „Das kannst du nicht. So muß ich dir denn in Gottes Namen, du Lieber, alles ganz offen erzählen.“ In einem meisterhaften Dialog entwickelt sich ihr Verhältnis zu dem Steuermann, das sie in Wahrheit schildert. Das grauenvolle Entsetzen vor dem Manne, das seit drei Jahren wieder in ihr aufgelebt zur selben Stunde, wo der Mann nach Lyngstad's Erzählung ertrunken sein kann, entfernte sie von Wangel, dessen Frau sie seitdem nicht mehr war. Und das Kind hatte die Augen des fremden Mannes. „Jetzt wirst du wohl einsehen“, ruft sie, die Hände in Verzweiflung über den Kopf zusammenschlagend, „warum ich nie mehr als deine Frau mit dir leben will, leben darf.“

Im dritten Akte ist Ellida zu Ahnungen gekommen, sie sucht Wangel's Nähe, die ihr Zuversicht und Ruhe giebt; von allen allein gelassen erscheint vor ihr ein fremder Mann. Sie erkennt erst spät, daß der Fremde der geheimnißvolle Steuermann ist, der wiederkehrte, um sie zu holen und das Gelöbniß einzulösen. In tiefem Entsetzen reißt sie ihn von sich und wirft sich Wangel, der gerade naht, mit dem Rufe an die Brust: „Ach Wangel, rette mich. Rette du mich, wenn du kannst.“

In dem bewegten Gespräche zwischen den Dreien giebt der Fremde, der mit geisthafter Ruhe spricht und sein armes Opfer mit dem Blicke, den sie nicht erträgt, und der Macht seines Willens bannt, ihr bis zur morgigen Nacht die Wahl, ihm freiwillig zu folgen. Er entfernt sich, und Ellida's ganzes Denken füllt die Furcht vor dem Wiedersehen und vor der Wahl, die ihr bevorsteht. Sie ruft: „O Wangel, rette mich vor mir selbst.“ Wangel (blickt sie angstvoll an). Ellida, ich ahne und — dahinter liegt etwas verborgen. Ellida. Dahinter liegt, was lockt

und zieht. Wangel. Was lockt und zieht? Ellida. Der Mann ist wie das Meer.

Wangel, dessen ganzes Nachdenken tief erregt ist, der in sich forscht und sucht, wo der Grund liege, um zu ändern und zu lösen, spricht sich im vierten Akte mit Arnholm aus. Der Arzt in ihm sucht nach den pathologischen Ursachen der Erscheinungen und giebt sich die Schuld, daß er nicht sein Möglichstes that, ihr Gedankenleben zu klären und zu entwickeln. Er beschuldigt sich des Egoismus und erklärt Arnholm, daß er ihn kommen ließ, damit Ellida mit ihm von der Heimath und von früheren Zeiten rede. Es sollte ihr gut thun, und er wollte damit seine Schuld, selbst mit dem bedenkllichsten Mittel büßen. Glaubte er doch, daß Ellida sich nach Arnholm sehnte, daß sie ihn mit ihrem ersten halben Geständniß von der Heimath gemeint habe. Mit Ellida spricht er dann, wie der Arzt den Kranken fragt, überlegen, suchend, um die Diagnose zu stellen. Ellida folgt seinen Fragen, um endlich in den Vorwurf auszubrechen, daß ihre Ehe die Lüge oder doch nicht die volle Wahrheit gewesen sei. Sie bittet Wangel um ihre Freiheit, um von allen Banden des Vergangenen befreit, ihre Wahl treffen zu können. Wangel von der Furcht erfasst, daß ihre Wahndeeen das übermächtige Grauen vor dem Fremden, der sie anziehe und doch abstoße, überwiegen könnten, will ihr die Freiheit nicht an dem Tage geben, wo sie ihre Wahl treffen will, um sie vor sich selbst zu schützen, um sie dem geheimnißvollen Steuermann nicht hinzugeben. Er will ihr die Freiheit am nächsten Tage voll und ganz gewähren.

Ellida erklärt Wangel, daß sie ihm nicht mit dem Herzen folgte. Er gab ihr eine Versorgung und sie verkaufte sich ihm. Auch das Zusammenleben habe sie nicht für ihn gewonnen. „Ein freiwilliges Gelübde bindet fester, als eine Trauung“, ruft Ellida, und das knüpfte sie an den Fremden. Er solle den „Handel“ zurückgehen lassen. Sie will frei sein, in voller Freiheit vor den Fremden treten und nicht die Ausflucht gebrauchen, sie sei die Frau eines anderen Mannes, sie habe keine Wahl. „Ja, freie Wahl muß ich haben. Nach beiden Seiten muß ich im Stande sein, ihn allein ziehen zu lassen, oder ihm zu folgen.“

Wangel. Weißt du auch selbst, was du sagst? Ihm folgen! Dein ganzes Schicksal in seine Hand geben!

Ellida. Aber gab ich denn nicht mein ganzes Schicksal in deine Hand! Und das so ohne weiteres.

Wangel fürchtet, daß der Zug zum Grauenvollen in ihr überwiegen und sie dem Manne folgen lassen könnte. „Es wäre vielleicht am besten — wenn wir uns trennten. — Aber ich kann trotzdem nicht! Du bist für mich wie das Grauenvolle, Ellida. — Das, was anzieht, ist das Stärkste an dir.“

Er entschließt sich, morgen, wenn der Fremde fort ist, wenn das Unglück von ihrem Haupte abgewendet sei, sie zu lösen und zu lassen. „Wir wollen den Handel wieder rückgängig machen, Ellida.“ Ellida. „O Wangel! Morgen — da ist es ja zu spät!“

Im letzten Akte spricht Ellida kurz vor dem entscheidenden Augenblicke noch einmal mit Wangel über ihr Verhältnis. Sie will selbst mit dem Manne sprechen und frei wählen. Wangel könne sie wohl zurückhalten gegen ihren Willen, aber daß sie im Grunde ihres Herzens wähle, könne er nicht verhindern. Nicht das Mindeste halte sie im Hause fest. Der Kinder Herz gehöre ihr nicht. Wenn sie reise, habe sie nicht einen Schlüssel abzugeben, nicht einen Bescheid zu hinterlassen. So ganz ohne Wurzel sei sie in Wangel's Hause, so ganz außer allem Zusammenhang. Das räche sich. Sie habe keine Stütze. Nun komme er, an dem sie hätte festhalten sollen, wie er festgehalten habe und biete ihr das Leben, das sie — in Freiwilligkeit nicht lassen könne. Wohl gebe es für sie Zeiten, wo sie versuche, sich innig an Wangel anzuschließen und zu versuchen, allen lodenden und schredenden Menschen zu trosten. „Aber auch das vermag ich nicht. Nein, nein, — ich vermag es nicht!“

Nach einer längeren Zwischenszene erscheint der fremde Mann. Hornmuffel ertönt aus der Ferne, die helle Sommernacht des Nordens ist angebrochen.

Der fremde Mann drängt Ellida zur Entscheidung.

Ellida (blickt ihn schon und forschend an). Warum halten Sie so unerschütterlich fest an mir?

Der Fremde. Fühlst du nicht, wie ich, daß wir beide zusammengehören?

Ellida. Meinen Sie wegen des Gelübdes?

Der Fremde. Gelübde binden Niemand. Weder Weib noch Mann. Wenn ich so unerschütterlich an dir hänge, so ist es, weil ich nicht anders kann.

Wangel tritt dem Fremden entgegen und erklärt, daß er dazu da sei, für seine Frau zu wachen, sie zu schützen. Er droht den Mann, ihn wegen des begangenen Nordes festnehmen zu lassen. Die Drohung schreckt den Fremden nicht. Er hat den Revolver für sich geladen und will leben und sterben als ein freier Mann. Ellida ruft Wangel zu, daß er sie wohl zurückhalten könne mit Gewalt. Allein ihr Herz, ihr lodendes Sehnen und Begehren, das könne er nicht binden, das strebe hinaus in das Unbekannte, das er ihr verschleße.

Wangel sieht, wie sie ihm entgleitet, wie ihren Geist das Sehnen nach den Fremden in's nächste Dunkel treibt. Dahin soll es nicht kommen. Er will sie retten.

„Und deshalb, deshalb lasse ich — den Handel jetzt gleich zurückgehen. Jetzt kannst du also deinen Weg wählen, in voller, voller Freiheit.“

Ellida (starrt ihn wie sprachlos an). Ist es wahr, wahr, was du sagst? Meinst du das in deinem innersten Herzen?

Wangel. Ja — das meine ich in meinem innersten, qualvollen Herzen.

Ellida. Und kannst du das auch! Kannst du es geschehen lassen!

Wangel. Ja, das kann ich. Ich kann es — weil ich dich so tief liebe.

Ellida. So nahe, so innig nahe bin ich dir also gekommen! Wangel giebt ihr die volle Freiheit der Wahl und unter eigener Verantwortung.

Ellida. In Freiheit und unter Verantwortung? Auch unter Verantwortung?

Hierin liegt eine Kraft der Umwandlung. Nun ist ihr Wille frei von dem Druck der Verhältnisse. In eigener Verantwortung sagt sie sich los von dem Fremden, vor dem ihr nicht mehr graut. Für sie ist er nun ein toter Mann. Der Fremde scheidet mit den Worten: „Leben Sie wohl, Frau Wangel. Von jetzt an sind Sie nichts Anderes mehr — als ein überstandener Schiffbruch in meinem Leben.“ Ellida erklärt Wangel die Umwandlung selbst. Sie hätte frei wählen können, darum konnte sie auch alledem entsagen.

Wangel begreift, daß das erwachende und wachsende Verlangen nach Freiheit in Bildern und Vorstellungen sich äußerte, in dem Zuge nach dem Meere und nach dem fremden Manne.

Ellida. Du bist ein guter Arzt für mich gewesen. Du hast das rechte Mittel gefunden und du hast gewagt, es zu gebrauchen, das einigste, das mir helfen konnte. Jetzt komme ich zu dir zurück. Jetzt kann ich es, denn jetzt komme ich zu dir in Freiheit, freiwillig und unter Verantwortung und mit gemeinsamen Lebenserinnerungen, deine sowohl wie meine . . . und zu denken, daß wir beide ganz für einander leben können und für unsere beiden Kinder, Wangel.

Wangel. Unsere nennst du sie?

Ellida. Die ich nicht besitze, aber noch gewinnen werde.

Wangel. Unsere! (Küßt freudig rasch ihre Hände.) Dank — unendlicher Dank für dieses Wort.

Das Nähen der Kinder und der anderen Personen endet das traute Beisammensein der beiden, die, wie das Töchterchen Hilda sagt, „rein wie verlobt aussehen.“ Der Entschluß Ellida's, nicht an's Meer zu ziehen, wird verkündigt und Hilda, die der zweiten Mutter in spröder, doch tiefer Neigung schon lange anhing, eilt Ellida entgegen, die sie herzlich annimmt. Ellida erklärt ihr Bleiben.

Wissen Sie, wir sprachen gestern davon? Wenn einer einmal ein Landgeschöpf geworden ist — so findet er nicht mehr den Weg zurück — hinaus zum Meer. Und auch nicht zum Meeresleben.

Ballensted. Aber das ist ja genau so wie mit meiner Meerfrau!

Ellida. Ungefähr so.

Ballensted. Nur mit dem Unterschied, daß die Meerfrau daran stirbt. Die Menschen dagegen, die können sich akklimatisieren. Ja, ja, — ich versichere Sie, Frau Wangel, Sie können sich akklimatisieren.

Ellida. Ja, in Freiheit können Sie es, Herr Ballensted.

Wangel. Und unter Verantwortlichkeit, liebe Ellida.

Ellida. (Rasch, reicht ihm die Hand.) Eben das ist es.

So schließt im wirklichen Sinne des Wortes das tiefpoetische Stück. Die Schauer des Geheimnisvollen, Unsagbaren, des Sehns und der Ahnungen, der Entfremdung und des Suchens, krankhafte Neigung des Nervenlebens und seelische Beängstigung weichen und in Liebe, welche opferwillige Treue bekundet, schließen sich die Herzen, die so lange unverstanden und unausgesprochen sich suchten und nicht fanden, aneinander.

Die Freiheit und die Verantwortlichkeit für das, was man will und thut, verkündet der Dichter als das erlösende Evangelium des Beisammenseins, der Ehegatten.

Sein Genius, der nur dem Ganzen nachstrebt, das Halbe haßt und verachtet, und auch den Kampf mit der Gesellschaft und ihren Vorurteilen muthig führt, offenbart sich voll und ganz in dem neuen Werke. Mögen auch manche Widersprüche scheinbar sich ergeben, mag die Willenlosigkeit Ellida's gegenüber dem Fremden und ihr Drang nach Freiheit und Verantwortung gegenüber dem Gatten im Widerspreche sein, auch hier löst wieder die pathologische Seite den vermeinten Widerspruch und öffnet das Verständniß. Die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung, der Fluch des Ererbten erklärt vieles, was räthselhaft erscheinen mag.

Die reich bewegte Handlung wird durch einen stets wechselvollen, tiefen und spannenden Dialog geführt, der in Hoffory's Uebersetzung zur vollen Wirkung kommt.

Was Gewerkschaften heute alles ertragen müssen.

(Zur Harmonie von Kapital und Arbeit.)

Den Akten der belgischen Untersuchungskommission über die Arbeiterverhältnisse entnehmen wir folgende Stellen eines Berichtes der Gewerkschaft belgischer Glasarbeiter: *)

„Im Laufe des Jahres 1884, brach unter den Glasarbeitern ein Streik aus.

„Im Januar desselben Jahres saßen die Unternehmer den Beschluß, 40 Oefen, in denen der Schmelzprozeß noch im Gange war, auszulöschen. Denjenigen aber, welche eine gewisse Zahl von Wochen hindurch mehr Oefen, als sie verpflichtet wären, außer Betrieb lassen würden, sollte eine Prämie von 1000 Fr. pro Ofen gewährt werden, während jene Unternehmer, welche eine größere Zahl von Oefen, als ihnen zulam, brennen lassen würden, 1000 Fr. pro Ofen an Strafe entrichten sollten.

„Infolge dieses Beschlusses wurden mindestens 240 Bläser, 240 „cneilleurs“, 120 Strecker, 120 Abschneider, 120 Schürer und eine entsprechende Zahl von Tagarbeitern auf das Pflaster geworfen.

„Angesichts dieser schrecklichen Krise, welche neuerdings die Klasse der Glasarbeiter in unserem Bassin betraf und an jene von 1879 erinnerte, war der erste Gedanke des Publikums, darüber zu schreiben, daß die Nachfrage nicht mehr der Produktion entspreche, und daß man wegen dieses Ueberschusses noch lange zu leiden haben werde.

„Aber im Gegenjake zu dieser Voraussicht erklärte

und bewies der Fachverein der belgischen Glasarbeiter, daß die Zukunft nicht so drohend war, als die Unternehmer es glauben machen wollten, daß der Glasmarkt fest war, und daß, wenn die Unternehmer diesen Beschluß gerade zu dieser Zeit gefaßt hätten, es nicht nur geschah, um den Verkauf ihrer Vorräthe zu erleichtern, sondern auch, um den Lohn der Arbeiter um die Hälfte herabzudrücken. — In der That, man bemerkte damals, wie die Unternehmer Arbeiter, deren Schmelzöfen außer Betrieb gesetzt worden waren, rufen ließen und vergebliche Bemühungen anstellten, um sie dazu zu bewegen, mit geringerem Lohne an die Stelle von anderen zu treten, die zu entlassen sie sich verpflichteten. Nachdem diese Mittel fehlschlagen waren, versuchten sie es bei jenen, die noch in Arbeit standen und sagten ihnen, daß sie, wenn sie sich nicht eine Herabsetzung gefallen lassen würden, sie entlassen müßten, da andere Arbeiter zu billigeren Bedingungen zu Gebote ständen.

„Auch diese neuen Versuche hatten keinen Erfolg. Der Fachverein, welcher erkannt hatte, daß es auf die Löhne abgesehen war, und in der Voraussicht, daß die Unternehmer für das Gelingen ihrer Absicht große Chancen besäßen, wenn er nicht auf der Stelle wirksame Schritte anordnete, entschied, daß alle Arbeiter, welche durch das Auslöschen jener 40 Oefen auf das Pflaster geworfen worden, von ihren Genossen, deren Oefen im Gange geblieben waren, als Mitarbeiter angenommen werden sollten; diese Arbeiter überließen ihren Kameraden 50 pCt. ihres Lohnes und gaben damit den größten Beweis der Solidarität dessen der Mensch je fähig gewesen.

„Sie sagten sich: da es die Ueberproduktion ist, welche uns schadet, so wollen wir nur die Hälfte produzieren, aber wir werden alle beschäftigt sein und so unsere Löhne für die Zukunft unverfehrt erhalten, welche nebenbei bemerkt günstig erschienen.“

„Ob zwar schon früher zu gewissen Zeiten die Arbeitsweise „Zwei für Einen“ organisiert worden war, ohne auf die Mißbilligung der Unternehmer zu stoßen, so hatten diesmal die Arbeiter doch ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, indem die Unternehmer nur die Lohnherabsetzung im Auge behaltend, nunmehr diese Arbeitsweise zurückwiesen.

„Man sieht daraus, welche Absichten ihr Handeln bestimmten; sie waren nun demaskirt; überall und überall verweigerten die Unternehmer diese Arbeitsweise.

„Angesichts dieser Lage mußte der Fachverein der Glasarbeiter seine Entschliebung treffen. Nachdem jene Handlungsweise ein altes Herkommen darstellte, das jedes Jahr in Kraft getreten war, erklärten die Arbeiter, daß sie, wenn die Fabrikanten nicht die Arbeit „Zwei für Einen“ annehmen sollten, alle ihren Platz verlassen würden und die Arbeit nicht früher, als bis sie Genugthuung erlangt, wieder aufnehmen wollten.

„Nun erschienen sie mit ihren Mitarbeitern bei der Arbeit, bei deren Auswahl sie darauf gesehen hatten, daß sie von einer ihnen selber gleichkommenden Anzahl waren.

„Die „Arbeitgeber“ aber verboten wirklich den Mitarbeitern den Zutritt zu den Arbeiterräumen. Nun verließen auch die Arbeiter ihre Arbeit. Binnen wenigen Tagen wurden auf diese Weise die meisten Glashütten geschlossen. Der Streik drohte sich auf alle Werke zu erstrecken.

„Da erfuhr man, daß mehrere Mitglieder des Fachvereins sich mit ihren Unternehmern auseinandergesetzt hatten, die Arbeit wieder aufzunehmen und ihnen so und so viel an Schadenersatz zu bezahlen, da sie mit gerichtlichen Klagen bedroht worden waren. Man sagt, daß dergestalt mehrere Mitglieder Tausende von Franken an ihre „Arbeitgeber“ bezahlt haben.

„Die schmählischen Mittel, deren sich die Fabrikanten bedient hatten, um einige Mitglieder den Ehrenverpflichtungen gegen ihre Genossen untreu zu machen, entmuthigten die letzteren, welche für die Aufrechterhaltung ihres Lohnes, ihrer Existenz kämpften, und bald nachher wurde allenthalben in größerer Ausdehnung als je die Arbeit wieder aufgenommen. Die Arbeiter, deren Löhne infolge der Arbeits Einstellung nicht hatten herabgesetzt werden können, sahen mit Freuden jetzt sogar Erhöhungen eintreten.

„Andererseits aber strengten die koalirten Fabrikanten alle zu gleicher Zeit bei dem Gerichtshofe erster Instanz zu Charleroi eine Klage auf Schadenersatz gegen die Leitung des Streiks an.

„Nebenbei bemerken wir, daß sie zuvor die Löhne aller Arbeiter, welche die Arbeit eingestellt, mit Beschlag belegt hatten und ebenso die Depots (Kauttionen, Reste), welche ihnen von letzteren gelassen worden waren, und welche diese am Ende der Campagne**) erhalten sollten. Diese beschlagnahmten Löhne und Depots beliefen sich auf Fr. 19 027,17, ganz abgesehen von den Summen, welche von den Arbeitern, welche sich mit den Fabrikanten auseinandergesetzt hatten, bezahlt worden waren.

„Angesichts dieser Klage beschloß der Fachverein in einer Generalversammlung, für die Verluste der treugebliebenen Mitglieder solidarisch einzutreten und beauftragte Herrn Desfrée mit der Vertheidigung.

„Nach langen Verhandlungen und nachdem das Verlangen der Arbeiter nach einer Untersuchung, daß jener Gebrauch immer bestanden habe, abgeschlagen worden

*) Wir bemerken, daß ungeachtet dieses Streiks das Jahr 1884 eines von jenen war, in welchem die meisten Scheibengläser in Belgien hergestellt wurden und die Fabrikanten den größten Gewinn zogen.

**) Campagne (Feldzug) wird die Zeit genannt, während welcher ein Ofen in Thätigkeit ist.

war, wurden sie solidarisch zu einer Summe von 33 350,11 Fr. Gerichtskosten und Schadenersatz verurtheilt. Zieht man von derselben die der beschlagnahmten Löhne ab, so bleiben noch 14 422,94 Fr., eine Summe, welche vom belgischen Gewerksvereine bezahlt wurde. Zur selben Zeit machte er noch den Arbeitern, deren Löhne beschlagnahmt worden, Vorschüsse auf die letzteren und zur Stunde ist die ganze Schuld bezahlt.

„Aber damit ging der Angriff der Unternehmer noch nicht zu Ende. Um den Fachverein, den sie weder leiden konnten, noch jetzt leiden mögen, noch besser zu treffen, theilten sie sich die Namen der Arbeiter, welche die größte Entschlossenheit in diesem Streik gezeigt hatten, mit und beschloßen, dieselben nicht mehr zu beschäftigen. Sie fielen dem Vereine zur Last und hätten ihn schließlich erschöpft. Allein die Aufträge strömten zu jener Zeit so massenhaft zu, daß die die Arbeit versagenden „Arbeitgeber“ bald den Berruf, in welchen sie jene Arbeiter gethan hatten, wieder zurücknahmen.

„Gegen Ende desselben Jahres verließen die Abschneider (ouvrier coupeurs) alle zusammen ein Werk, weil ihnen der Direktor nicht eine Reform zugestehen wollte, welche sie verlangten und welche ihnen versprochen worden war. Die Liste ihrer Vor- und Zunamen wurde an alle Glasindustriellen versendet, welche Alles aufboten, damit jene Arbeiter ohne Arbeit blieben; so fielen sie denn dem Vereine zur Last, welcher trotzdem widerstand und aufrecht erhalten blieb.

„Im Jahre 1885 kam eine neue Krise. Sofort machten die Fabrikanten sich dieselbe zu Nutze und bedienten sich der unbeschäftigten Arbeiter, um die Löhne herabzudrücken. Der Fachverein beschloß neuerdings, seinen Mitgliedern Beistand zu leisten, ordnete die Arbeit „Zwei für Einen“ in jenen Unternehmungen an, in denen es gestattet würde, und erhob eine Abgabe von 5 pCt. des Lohnes Derer, welche im Januar, Februar und März arbeiten würden.

„Abgesehen von der Summe, welche jene opferten, die Mitarbeiter annahmen, wurden durch die Abgabe mehr als 25 000 Fr. erhoben und im Laufe des April und Mai an die bedürftigen und arbeitslosen Mitglieder vertheilt.

„Nebenbei bemerken wir, daß niemals ein „Arbeitgeber“ etwas zur Unterstützung der Unglücklichen beigetragen hat.

„Ungeachtet all' dieser Schläge blieb der Fachverein zum großen Mißvergnügen der Arbeitgeber bestehen.“

Arbeiterinnenlöhne in Kalifornien.

Ein recht interessantes Kapitel in dem Bericht des Arbeitsstatistikers von Kalifornien bezieht sich auf die industrielle Arbeit der Frauen, resp. die Konkurrenz, welche den letzteren darin von den Chinesen bereitet wird. Es giebt nach ihm in San Franzisko etwa 20 000 Lohnarbeiterinnen, über deren Verhältnisse er sagt:

„Die Löhne der Arbeiterinnen, verglichen mit denen der Männer, sind nicht einmal so hoch wie in den östlichen Staaten, weil die Chinesen mehr mit den Frauen als mit den Männern in Konkurrenz treten, besonders bei den Näherinnen und in allen unseren Fabriken. Der Kuli ist der ununterdrückbare Feind der weiblichen Lohnarbeiter in allen Branchen, die nur Geschicklichkeit in Händen und Augen erfordern. Er thut jegliche Arbeit, die anderswo als das ausschließliche Feld für Frauen betrachtet wird.

„In anderen Branchen, als Lehrereinen, Künstlerinnen, Verkäuferinnen u., sind die Löhne höher als in den östlichen Staaten, dafür sind aber auch die Kosten für Wohnung, Feuerung und Kleidung höher als im Osten.

„Die Tendenz der Löhne in allen Branchen, in denen Frauen beschäftigt sind, ist, daß ihr Lohn auf 1 Dollar (4 Mark) per Tag beschränkt bleibt. Allein stehenden Frauen fällt es dabei schwer, die nöthigen Lebensbedürfnisse zu bestreiten, von Sparen kann keine Rede sein. Die niedrigste Ausgabe für Kost und Logis beträgt per Woche 4 bis 5 Dollars, was für Kleidung, Fahrgeld und andere Auslagen nur 1 bis 2 Dollars per Woche übrig läßt.

„Die in der Hemdenfabrikation arbeitenden Frauen und Mädchen sind thatsächlich schlechter gestellt, als die im Osten. Das Angebot von Lohnarbeiterinnen ist weit größer als die Nachfrage, was die Löhne niedrig hält. Die Männer beklagen sich, daß überall die Frauen zu viel geringeren Löhnen beschäftigt werden, als die Männer. Der Kampf für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zwingt die Frauen, ihre Dienste viel billiger anzubieten, als Männer dies können. In manchen Branchen erhalten die Frauen die Hälfte und oft ein Drittel des Lohnes der Männer, wodurch nicht etwa die Lage der Frauen gehoben, sondern die der Männer verschlechtert wird. Manche Trades Unions (Gewerkschaften), wie z. B. die Typographical Union (der Buchdruckerverband), bestreben sich in empfehlenswerther Weise, die Frauen zu ihrer Organisation heranzuziehen und ihnen gleiche Löhne mit den Männern zu sichern. Der Mangel an Organisation unter den Arbeiterinnen, sowie die Thatsache, daß viele Mädchen um Lohn arbeiten, deren Eltern nicht gerade darauf angewiesen sind, haben zur Folge, daß die Löhne derjenigen sinken, welche davon leben müssen.“

Also Männerarbeit, Frauenarbeit, Kuliarbeit — so inkonsequent das Kapital sonst ist, in seinen Lohnrückereien ist es von einer eisernen Konsequenz.

*) Nach einer sehr interessanten Arbeit Dr. S. Hertners in Heft II. Jahrg. I. des „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“, herausgegeben von Dr. Heinrich Braunn.

Arbeiterversicherung, Gewerkschaftliches.

Auf zum Maurerkongress. Die Agitations-Kommission der Maurer Deutschlands erläßt einen Aufruf, in welchem zur Beschickung des 6. Maurer-Kongresses, der in der Zeit vom 25. bis 28. März in Halle a. S. im Lokale der Moritzburg stattfindet, eingeladen wird. Als Tagesordnung sind für den Kongress vorläufig folgende Punkte festgesetzt:

1. Bericht über die Maurerbewegung in Deutschland im Jahre 1888.
2. Die wirtschaftliche Lage der deutschen Maurer im Allgemeinen.
3. Agitation und Organisation.
4. Die Organfrage.
5. Die Streikbewegung.
6. Die Nothwendigkeit statistischer Erhebungen über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Maurergewerbe.

Zum Schneiderstreik in Frankfurt a. M. An die Schneider Berlins. Kollegen! Die Damenschneider der Firmen Jureit und Lampe in Frankfurt a. M. sind durch das Vorgehen ihrer Arbeitgeber zu einem Streik gebrängt worden. Die Arbeitgeber wollen die bis jetzt übliche Tagelohnarbeit abschaffen und die Stückarbeit einführen, wodurch der Normal-Arbeitstag und die Sonntagsruhe für die Arbeiter nicht mehr existirte. Gleichzeitig würde der so verderblichen Hausindustrie auch in dieser Branche Thür und Thor geöffnet. Kollegen! Wir erwarten von Euch, daß kein Berliner Schneider auf Insuperate hin nach Frankfurt geht, sondern im Gegentheil mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Zugang nach Frankfurt a. M. fern hält. Aber auch materiell müssen die Frankfurter Kollegen unterstützt werden, wenn sie den Arbeitgebern gegenüber nicht unterliegen sollen. Kollege Aug. Taterow, Mauerstr. 9, v. 3 Tr., wird nähere Auskunft ertheilen. Kollegen! Wir hoffen, daß Ihr auch in diesem den Arbeitern aufgeprägten Kampfe Euer Solidaritätsgefühl bethätigt und Eure Schuldbigkeit thut. Mit kollegialischem Gruß. J. A. vieler Kollegen L. Pfeiffer, Kommandantenstr. 21.

Der Berliner Steinmetzenstreik dauert unverändert fort. Adresse: Joseph Jochs, Melanchthonstr. 5, Hof r. 1 Tr.

Die Sperre in den Hamburger Eisengießereien dauert fort. Von Seiten der Arbeitgeber wird alles aufgeboten, den Sieg davonzutragen. Der Zugang ist unbedingt fernzuhalten. Alle Anfragen richtet man an L. Eskelson, Paulstraße Nr. 40.

Der Formereistreik bei Volze u. Co. in Braunschweig ist jetzt bereits in den vierten Monat getreten. Von den 34 Formern sind 7 abgereist. Vom Streik zurückgetreten ist noch Keiner. Die

Ausperrung der andern Forme währ auch bereits unverändert seit Mitte Dezember.

Die Berliner Albumarbeiter beginnen sich zu organisiren. Am Montag hielten sie bei Wendt, Dresdenerstr. 116, eine gut besuchte Versammlung ab, Herr Rehnert hatte den Vorsitz, Herr Nielenz referirte. Nach einer lebhaften Diskussion, die sich an den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag knüpfte, wurde folgende Resolution angenommen: „Die heute in Wendt's Restaurant tagende öffentliche Versammlung der Albumarbeiter verurtheilt auf's Schärfste das Kolonnenwesen und beschließt, da sie nur in einer starken Organisation ein Mittel zur augenblicklichen Besserung der Lage der Albumarbeiter erkennt, die Gründung eines „Vereins der Albumarbeiter Berlins“ und wählt, um die Sache auf kürzestem Wege in Fluß zu bringen, eine Kommission.“ — In diese Kommission wurden hierauf gewählt die Herren Teubner, Nielenz, Herzhoff, Hegenbarth, Kamann, Böttcher und Münnich.

In der Lampenfabrik von Vanl West, Berlin, Albalbertstraße 52, sind wegen Maßregelung mehrerer Arbeiter schwere Differenzen mit den Fabrikanten vorgekommen. Es wird ersucht, den Zugang strengstens fern zu halten.

Der Berliner Metallarbeiterverein zählt jetzt bereits 900 Mitglieder.

Bereine und Versammlungen.

Aufgelöst wurde am Montag in Berlin die öffentliche Versammlung der Zuschneider, Stepper und Lederworrichter, als nach einem Vortrage des Herrn Richard Vaginshy Schuhmacher Prill bemerkte: Die Schuld an dem Niedergange der Preise tragen nur die Fabrikanten. Beschwerde soll erhoben werden.

Nichtgenehmigt wurden in Berlin folgende Versammlungen: Montag öffentl. Vers. der Maler (Max Schippel über Vohnsatzpflicht) — Dienstag Vereinsversammlung der Schuhmacher (Max Schippel über Bedeutung der Gewerkschaften) — für nächsten Sonntag die öffentliche Arbeiterversammlung (Möbelpolster Gustav Wilbrod über die Gesundheitsgefährlichkeit des denaturirten Spiritus) — für nächsten Montag die Vers. des Unterstützungsvereins der Maurer (Fritz Kunert über die bürgerliche und die Arbeiterpresse).

— Tischler-Verein. Wiener Maskenball am Sonnabend, den 9. Februar, Abends 9 Uhr, im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuscherstr. 4a.

— Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Versammlung am Montag, den 11. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Louisenstädtisches Klubhaus, Annenstr. 16, I.

— Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen. Montag, den 11. d. M., Abends 8 Uhr, Mitgliederversammlung bei Heidrich, Deuthstr. 22, I.

— Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.

Mitgliederversammlung Montag, 11. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Lokal, Alte Jakobstr. 75. Vortrag: Herr Paul Ernst. — Sonnabend, 16. d. M., Feiertag des 6. Stiftungsfestes verbunden mit Wiener Maskenball im Schweizergarten. Freunde und Gönner des Vereins sind herzlich eingeladen.

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen, Filiale Berlin I, hält am Sonnabend, den 9. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, Restaurant Wollschläger, eine Versammlung ab.

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokal-Verband Berlin West u. Umgebend. Versammlung am Montag, 11. d. M., Abends 8 Uhr, bei Sange, Steglitzerstr. 27.

— Verband deutscher Zimmerleute. Generalversammlung sämtlicher Berliner Lokalverbände am Sonntag, den 10. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Heidrich's Lokal, Deuthstr. 20—21. Tagesordnung äußerst wichtig.

— Fachverein der Rohrlieger. Sonntag, d. 10. d. M., Vorm. 11 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstr. 75, Versammlung.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag den 10. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn G. Vogtherr über „Wesen und Bedeutung des Protestantismus“. Abends 7 Uhr ebendasselbst gefellige Versammlung. In beiden Versammlungen sind Damen und Herren als Gäste sehr willkommen.

(Eingekandt). Wir erhalten folgendes Schreiben: Wie es Arbeiter mitunter ergeht, mögen Sie aus Folgendem ersehen: Ich arbeitete als Metallarbeiter in der G.'schen Fabrik. Ich erhielt vom Werkführer die Erlaubniß, zwei Stunden vor der sonst vorgeschriebenen Zeit fortzugehen. Als ich am anderen Tage meine Arbeit wieder aufnehmen wollte, wurde mir die Thüre verriegelt mit den Worten: ich sollte erst zu Mittag wieder anfangen. Darauf glaubte ich mich im Recht, auch Nachmittag nicht zu erscheinen. Am anderen Morgen erschien um 10 1/2 Uhr der Chef und nach einigen gewechselten Worten erhielt ich die Entlassung. Dazu mag wohl beigetragen haben, daß ich Arbeiterblätter lese, während Herr G. für den „Vorwärts“ schwärmt und einst äußerte, in Berlin müßte es noch werden, wie in Sachsen, alle müßten konservativ wählen! Carl Schöb, Metallarbeiter.

Literarisches.

Soeben ist erschienen das 13. und 14. Heft von der „Französischen Revolution“. Volkshilfliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789—1804. Von Wilhelm Wlos. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. (Stuttgart, Dietz.) Zu beziehen durch alle Expeditionen, pro Heft 20 Pfennig.

Briefkasten.

L. S. in N. Es ist allerdings ein schlichtes, einfaches Mahl damit gemeint. Raummangel!

Retel. Einen Weberartikel bringen wir gern, aber augenblicklich haben wir nichts.

G. A. Nicht bekannt. Jakob erhalten?

Cottbus. 1 u. 2. Wir können solche Fragen unmöglich beantworten. 3. Das wird in verschiedenen Gemeinden verschieden gehandhabt, für Cottbus uns nicht bekannt.

Berlin. Abonnenten haben wir nicht. Ein Urtheil über diese Schrift können wir nicht abgeben, da wir selber nicht stenographiren. **Paterfon.** Pro Jahr Mar 7,20.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

C. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtnern u. Bronceuren (G.S. 60.)

Restaurant

Rud. Wendt

116 Dresdenerstrasse 116

zwischen Oranienplatz u. Viktoriastr.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

Speisen in großer Auswahl.

Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler und Buchbinder.

Billard und Regelbahn zur Verfügung.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager,

empfiehlt

E. Wilschke,

Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Allen Arbeitern, Freunden u. Genossen

empfehle mein

Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal

nebst Frühstück- und Abendtisch.

F. Voss,

Rathenowerstr. 99.

Drei große Kanarien-Heckbauer mit

Inbehold zu verkaufen bei Schönfisch,

Mauerstr. 27, Hof links part.

Zur Entgegennahme von Abonnements auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

für Lichtenberg und Friedrichsberg

empfiehlt sich

Carl Gadegerst,

Frankfurter Allee 47.

Für Steglitz

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

im Auftrage der Expedition entgegen

Karl Bredow,

Steglitz, Albrechtstr. 31 II.

Für Hannover

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen

Louis Gremse,

Marktstraße 30 a.

Für Chemnitz

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen.

E. Langer, Buchhandlung,

Chemnitz, Brühl u. Linienstr. 66c.



Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

Uhrenfabrik

von

Max Busse

157. Invaliden-Strasse 157,

neben der Markthalle.

verkauft jetzt **sämmtliche Uhren** zu bedeutend herab-

gesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie

geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten

ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste

ausgeführt.

Verlag von E. Jensen & Co.,

Hamburg.

Fachzeitung der Drechsler und Ge-

werksangehörigen. III. Jahrgang. Organ

der allgemeinen Kranken- und Sterbelasse

der deutschen Drechsler und deren Berufs-

genossen. — Organ der Vereinigung der

Drechsler Deutschlands. — Erscheint

monatlich 2mal, am 1. und 15. Seit

1. Januar 1889 in größerem Format.

Monatlich eine kunsttechnische Beilage.

Preis vierteljährlich 80 Pf.

Deutsche Gärtner-Gehülfen-Zeitung.

I. Jahrgang. Organ des Vereins zur

Hebung des Gärtnerstandes, Hamburg-

Altona. Erscheint monatlich 2mal, am

5. und 20. Preis vierteljährlich 60 Pf.

Der Gerber. IV. Jahrgang. Organ des

Zentralvereins deutscher Gerber und Leder-

zurichter. — Organ der Zentralfranken-

und Sterbelasse deutscher Gerber und

Lederzurichter. Erscheint monatlich 2mal,

am 10. u. 25. Preis vierteljährlich 80 Pf.

Der Kupferstecher. IV. Jahrgang. Organ

des Unterstützungsvereins der Kupfer-

stecher Deutschlands. Erscheint monatlich

2mal, am 1. und 15. mit technischer Beilage.

Einziges Organ für dieses Gewerbe. Preis

vierteljährlich 1 Mark.

Deutsche Mechaniker-Zeitung. III. Jahr-

gang. Organ des Verbandes Deutscher

Mechaniker u. verw. Berufsgenossen. Er-

scheint monatlich in großem Format 2mal

am 5. und 20. Vierteljährlich 1—2mal

techn. Kunstbeilage. Preis viertelj. 1 M.

Allgemeine deutsche Sattlerzeitung.

III. Jahrgang. Organ der Zentralfranken-

und Begräbniskasse der Sattler und Berufs-

genossen. Erscheint monatlich 1mal mit

techn. Kunstbeilage. Preis viertelj. 80 Pf.

Fachzeitung für Schneider. II. Jahr-

gang. Organ des Kranken-Unterstützungs-

bundes der Schneider. — Organ des Verbandes

deutscher Schneider. — Erscheint wöchentlich

einmal, Sonnabends. Seit 1. Jan. 1889

in großem Format. Vierteljährlich 2 techn.

Kunstbeilage. Preis vierteljährlich 1 M.

Bei direkter Einzelbestellung 1 M. 40 Pf.

Zeitschrift der Zimmerkunst. VII.

Jahrgang. Organ des Verbandes deutscher

Zimmerleute. — Organ der Zentralfranken-

und Sterbe-Unterstützungs-kasse der deutschen

Zimmerer. Erscheint monatlich 1mal am 1.

2 1/2 Bogen. Preis vierteljährlich 75 Pf.

Sämmtliche Blätter sind durch alle Post-

anstalten und Buchhandlungen zu beziehen.

Wir bitten um gest. Agitation für obige,

streng im arbeiterfreundlichen Sinne redigir-

ten Blätter.

Probenummern zur Agitation bitten zu

verlangen

E. Jensen & Co., Verlag,

Hamburg.

Arbeiterblätter werden freundlichst um

Abdruck gebeten.